

# Pilgerschaft und Vaterhaus.

## Sechs Predigten

von

**Dr. Erich Haupt,**  
Professor der Theologie.



Riel 1880.  
Verlag von C. F. Haefeler.

1. Die
  2. Neg
  3. De
  4. De
  5. De
  6. De
- mit

## Inhalt:

	Seite.
1. Die Wegzehrung des Pilgers . . . . .	1
2. Aegypten und Kanaan . . . . .	11
3. Der Ruhm an der Schwachheit. . . . .	22
4. Der Bußkampf des Jakob . . . . .	33
5. Der Geist der Kindshaft . . . . .	45
6. Der Zusammenhang zwischen dem irdischen Leben und dem ewigen Geschick des Menschen. . . . .	58

ist, d  
trant,  
zig M

durch  
Text  
Leben  
Mensch  
seinem  
sich u  
hat e  
gewes  
Witw  
einzig  
aufge  
gegön  
Ziel:  
auf se  
die S

## Die Bezehrung des Pilgers.

### Zum Jahreswechsel.

Mein Leben ist ein Pilgerstand,  
ich wand're nach dem Vaterland,  
nach dem Jerusalem, das droben  
Gott selbst als eine feste Stadt  
auf ew'gen Grund gegründet hat,  
da will ich meinen Hirten loben.  
Mein Leben ist ein Pilgerstand,  
ich wand're nach dem Vaterland. Amen.

Text: 1. Könige 19, 7. 8.

Der Engel des Herrn rührte Elias an und sprach: steh auf und isß, denn du hast einen großen Weg vor dir. Und er stand auf, aß und trank, und ging durch die Nacht derselbigen Speise vierzig Tage und vierzig Nächte bis auf den Berg Gottes Horeb.

Kurze Rast eines müden Pilgers auf langer Wanderung durch die Wüste: das ist der Inhalt der Geschichte, von der unser Text redet. Ja, eine lange Wanderschaft, ein reiches und bewegtes Leben war dem Propheten Elias verordnet. Auf den Höhen des Menschenlebens hatte er gestanden: Könige und Priester hatten seinen Worten gelauscht, ein ganzes Volk hatte auf dem Karmel sich um ihn geschaart. Und wieder die Tiefen des Menschenlebens hat er durchgekostet: einsam und verlassen war er in der Wüste gewesen, der Raben Fraß seine Speise, die Kammer einer armen Witwe seine letzte Zuflucht, und mit ihr mußte er am Sarge ihres einzigen Sohnes stehen. Jahre lang hat er alle seine Kräfte aufgerieben im Dienste seines Gottes, sich nicht Ruhe noch Rast gegönnt. Da setzt der Haß der Hebel seiner Wirksamkeit ein Ziel: er flieht in die Wüste, und während die Sonne glühend auf seinen Scheitel brennt und den Leib mürbe macht, wird auch die Seele ihrer Erschöpfung inne: müde, unsäglich müde fühlt er

sich und wirft sich ermattet unter den Ginsterstrauch, um in seinem Schatten kurze Rast zu halten auf der langen Wanderung durch die Wüste.

Kurze Rast eines müden Pilgers auf langer Wanderung durch die Wüste: das ist auch für uns die Bedeutung der gegenwärtigen Stunde. Auch hinter uns liegt wieder ein gutes Stück reichen und bewegten Lebens. Ob auch unser keiner auf eine solche Höhe gestellt ist wie einst der gewaltige Prophet: derselbe Wechsel von Leid und Lust, von Tagen freudigen Schaffens und Stunden dunklen Leides ist auch uns nicht erspart. „Geburt und Grab, ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben, ein glühend Leben“, das ist von Alters her das Menschenloos. Und wenn es zu allen Zeiten jagende Hast, rastloses Drängen und Treiben, fieberhafte Unruhe und Eile auf Erden gegeben hat, so ist doch vielleicht kaum je eine Zeit gewesen, die das Gepräge der Unruhe und Eile so an sich getragen hätte, wie die unsre. Wenn daher einmal ein Zeitpunkt kommt, an dem wir stille stehen und sinnend die vergangenen Tage überblicken, da überkommt auch uns das Gefühl der Müdigkeit wie den Propheten, und auch wir möchten mit ihm unsern Weg abbrechen und im kühlen Schatten ausruhen von dem Sonnenbrande und der Hitze des Lebens.

Aber nicht einmal eine kurze Rast scheint dem Elias vergönnt zu werden. Ein Engel erscheint, aber kein tröstendes Wort hat er für die Verzagtheit des Propheten: — „steh auf und isß, denn du hast einen großen Weg vor dir“, so treibt er ihn aus dem Schatten des Busches fort. Aber sehen wir genauer zu, so fordert der Engel doch nicht nur, sondern er giebt auch und zwar ein Zwiefaches: ohne Zweck und Ziel war der Prophet in die Wüste gegangen, der Engel zeigt ihm Ziel und Ende seines Weges — „geh auf den Berg Gottes Horeb“; weiter: der Prophet war verstmachtet und der Engel bietet ihm eine Reisezehrung, die ihm möglich machen soll das Ziel zu erreichen. Und auch an uns richtet sich heute dieselbe Botschaft: auch wir müssen weiter wandern den Pilgergang durchs Leben, aber ein Ziel, an dem wir endlich zur Ruhe kommen sollen, stellt auch uns der Herr in Aussicht, und eine Speise sollen auch wir empfangen, welche

die müden Kniee zu neuem Pilgerlauf stärken kann. So laßt uns denn die kurze Raft dieser Stunde benutzen, um

die Wegzehrung des Pilgers

zu betrachten, und zwar zuerst den Weg, für den, sodann das Ziel, zu dem sie ihn stärken soll.

„Steh auf, Elias, denn du hast einen weiten Weg vor dir“, so sagt der Engel. Ja, noch ein weiter Weg vor ihm, und doch welch' ein weiter, weiter Weg schon hinter ihm! Ein schwerer, gewaltiger Beruf war dem Propheten übertragen. Lange schon hatte das Reich Israel den Tempel zu Jerusalem verlassen und sich goldene Kälber gemacht. Aber dennoch wollten seine Bürger keine Heiden sein, sondern nur eine andere Form des Gottesdienstes, wie sie den Bedürfnissen des Volkes besser entspreche, sollte damit eingeführt werden. Nun aber, seitdem Isebel, die Fürstentochter von Tyrus, auf dem Throne zu Samaria saß, war das offene Heidenthum hereingebrochen: zu Hunderten brachte sie die Propheten Baals aus ihrer Heimath mit, umgestürzt lagen die Altäre Jehovahs, geschlachtet waren seine Propheten. Da trat Elias auf, um das abgefallene Volk zur Buße zu rufen. Wie einst bei dem Propheten Sacharja Gott zwei Stäbe nimmt, um das abtrünnige Volk damit zu weiden, den Stab Wehe und den Stab Sanft, so auch Elias. Er schwang den Stab Wehe und der Himmel blieb drei Jahre verschlossen und der Hunger wüthete in allen Grenzen Israels; und er schwang den Stab Sanft und die Erde gab wieder ihre Frucht. Das war der Tag gewesen, wo er das ganze Volk um sich gesammelt hatte: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist Jehovah Gott, so wandelt ihm nach, ist es aber Baal, so wandelt dem nach.“ Und als das Feuer vom Himmel gefallen war, fiel alles Volk auf sein Angesicht und rief: „der Herr ist Gott, der Herr ist Gott!“ — Der Prophet schien am Ziele seines Weges zu sein. Und dann? Dann waren wenige Tage ins Land gegangen und die Macht der Isebel war wiederhergestellt, die Altäre Baals erneuert, der Prophet selbst vertrieben. Alle Arbeit war vergeblich gewesen: er stand wieder am Anfang seines Weges. Ja, ein weiter Weg hinter ihm und doch derselbe weite Weg noch wieder vor ihm. Und nun sagt:

ist diese Geschichte nicht die Geschichte unseres Volks und unseres Herzens? Ist es doch auch bei unserem Volk in den letzten Jahren gewesen, als ob der Himmel über ihm verschlossen wäre: wohin man hört, Klagen; wohin man sieht, Noth; überall das Gefühl, daß es schwere Zeit sei. Aber auch über unser Volk hat Gott den Stab Sanft ausgereckt. Wie lange ist's denn her, daß wir die Hilfe Gottes sichtbar erfahren, daß in allen Herzen das Gefühl lebendig wurde: das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen, daß durch das ganze Volk her Ruf tönte: der Herr ist Gott? Und dann? Ach, die da hoffen, die großen Thaten Gottes in jener Zeit der Kriege und der Siege würden eine ähnliche Frucht schaffen wie die Kriege am Anfang dieses Jahrhunderts, christliches Leben und christliche Sitte würden wieder größere Macht gewinnen unter uns, sie haben ihre Hoffnungen getäuscht gesehen. Es ist keine Schwarzseherei sondern die einfache, unleugbare, im Grunde auch von Niemand geleugnete Wahrheit: der christliche, mehr noch: der religiöse, und noch mehr: der sittliche Sinn ist in unserm Volk im Sinken. Und soll es seinen Beruf überhaupt erfüllen, so gilt es auch von ihm: du hast noch einen weiten Weg vor dir. — Aber wir lassen in dieser Stunde den Gedanken an unser Volk und sehen lediglich auf unser eigenes Herz und Leben. Auch da der Stab Wehe und der Stab Sanft. „Bald mit Lieben, bald mit Leiden kamst du, Herr mein Gott, zu mir,“ so müssen wir allesammt bekennen. Wie viel Tage sind nicht in unserem Leben gewesen, da wir mit dankerfülltem Herzen bekennen mußten: „in wie viel Noth hat nicht der gnädige Gott über mir Flügel gebreitet,“ Tage, da unser Weg so licht und so leicht, unsere Arbeit so gesegnet war. Dann aber kamen auch Tage, in denen der Engel Gottes mit dem blanken hauenden Schwert in unser Leben trat, und wie ein Blitz dem andern folgt, so traf sein Schwert Tag um Tag und Stunde für Stunde verwundend unser Herz. Und wenn wir dann müde geworden waren unter der strafenden und weich unter der segnenden Hand unseres Gottes, dann haben auch wir mehr als einmal Stunden gehabt, da wir riefen „der Herr ist Gott“ und uns selbst das Gelübde ablegten, nun solle unser ganzes Leben ihm

gehö  
mach  
rückg  
sein,  
sieg  
sond  
auf  
noch  
Sch  
zwise  
selbe  
sagen  
Weg

zu  
den  
Zu  
auch  
such  
Herr  
auch  
Zahl  
unab  
sein  
dem  
auch  
Trei  
wenn  
stren  
fom  
weg  
dicht  
verle  
schw  
der  
Jur



gehören. Und nun? Ach, meine Brüder, wenn wir heute Rast machen auf unsrem Wege und die Strecke überschauen, die wir zurückgelegt haben: sind wir denn wirklich weiter gekommen? Mag sein, daß hier und da unser Kampf gegen eine einzelne Sünde siegreich gewesen ist; aber wenn wir nicht auf einzelne Sünden sondern auf die Sünde selbst, nicht auf einzelne Handlungen sondern auf unser Herz sehen, müssen wir dann nicht bekennen, wir sind noch heute, wie wir vor Jahren gewesen sind, immer dasselbe Schwanken zwischen Baal und Jehovah, immer derselbe Wechsel zwischen Stunden der Gottesliebe und der Weltliebe, immer dasselbe trotzig und verzagte Herz? Und so müssen auch wir uns sagen: ein weiter Weg hinter uns und doch noch wie weit der Weg vor uns.

„Vierzig Tage und vierzig Nächte“ hat der Prophet noch zu wandern. Die ihr die Schrift näher kennt, ihr wißt auch den eigenthümlichen Gebrauch, den sie von gewissen Zahlen macht. Zu solchen Zahlen, die sie in bildlichem Sinne anwendet, gehört auch die unsre. Sie bezeichnet die Zeit der Aufsechtung und Versuchung. Vierzig Jahre sind die Israeliten, vierzig Tage ist der Herr selbst in der Wüste, um daselbst versucht zu werden. So ist auch die Wanderung des Propheten in der Wüste durch diese Zahl als eine Zeit der Prüfung gekennzeichnet. Dort ist er allein: unabsehbar dehnt sich vor ihm, unabsehbar hinter ihm die Einöde; kein theilnehmendes Wesen, dem er seine Gedanken aussprechen, bei dem er Trost in seiner Verzagtheit suchen könnte. Und so führt auch unser Pilgerpfad durch die Wüste. Zwar leben wir alle im Treiben und Wogen der Menschen, und oft ist uns zu Sinn, als wenn das die größte Versuchung wäre, daß die Welt eine so zerstrenende Macht auf uns übt und uns nicht zu rechter Sammlung kommen läßt. Aber trotzdem hat auch in unserem Leben der Eliasweg durch die Wüste sein Abbild und wir können uns selbst im dichtesten Gewühl der Menschen recht gründlich vereinsamt und verlassen fühlen. Und das ist nie mehr der Fall als in den schwersten und bittersten Kämpfen unseres inneren Lebens. Als der entscheidende Kampf in Jakobs Leben kam, ging er über die Furth des Jabbok und in tiefer, schweigender Einsamkeit rang er

dort mit seinem Gott. In der Stunde des bittersten Kampfes in Gethsemane war der Herr allein und riß sich selbst von seinen geliebtesten Jüngern los. Und so geschieht es bis auf diesen Tag. Die ihr aus Erfahrung wißt, was es heißt in den Tiefen seines Gemüths ringen mit der Macht des Zweifels, mit dem Dunkel, der Gottverlassenheit, mit der Macht der Sünde, ihr wißt auch, daß ihr in solchen Stunden stets habt einsam sein müssen. Selbst unseren nächsten, vertrauesten Freunden gegenüber bleibt in diesen bittersten Schmerzen unsere Zunge stumm. Und wenn ihr einmal in der Angst eurer Seele bei Anderen habt Trost und Hilfe suchen wollen, es erging euch wie dem Heiland selber in Gethsemane: ihr fandet kein Verständniß, — der Geist war wohl willig euch zu trösten, aber er vermochte es nicht. Ja, wir haben einen weiten Weg vor uns und auch uns führt er in die Wüste.

Aber auch die Zehrung für diesen Weg ist uns bereitet wie einst dem Propheten. Wenn wir von einer Speise hören, die ihm Engelhand bereitete, und in deren Kraft er seinen Wüstenweg vollendete, so liegt uns nahe, sie auf das Wort Gottes als die wahrhaftige Speise der Seelen zu deuten. Ist dies Bild doch der heiligen Schrift wie dem christlichen Sprachgebrauch überaus geläufig. „Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht“, so lautet es in der Schrift beider Testamente. „Ich habe eine Speise, von der ihr nicht wisset: meine Speise ist, daß ich thue den Willen des, der mich gesandt hat“, so spricht der Herr am Jakobsbrunnen. Und als Nachhall davon betet die Kirche: „dein Wort sei meine Speise, bis ich zum Himmel reise.“ So könnten wir uns denn ermahnen dieses Wort auch auf unserer Pilgerreise eine Leuchte unserer Füße und ein Licht auf unserem Wege sein zu lassen, das da leuchtet auch am dunkeln Ort der Wüste, bis einst uns der Morgenstern aufgeht und wir das Ziel unserer Wanderschaft erblicken. Aber so wahr das alles wäre, wir würden doch durch diese Anwendung unseres Textes uns seinen eigentlichen Gehalt und seine Kraft verschließen. Was empfing denn Elias mit jener Speise? Nicht was er zunächst suchte, nicht einen leichteren Pfad, einen weniger dornenwollen Beruf, größeren Erfolg als bis-

her; kein Schritt des Wüstenweges wird ihm erspart oder erlassen. Aber wohl empfängt er ein Zeichen der göttlichen Nähe, wohl erfährt er, daß der Hüter Israels auch in der Wüste über ihm wacht, und somit bekommt er neuen Muth zum alten schweren Lauf, neue Kraft in seiner Verzagttheit. Und wie wenden wir das auf uns an, namentlich auf Zeiten, da auch wir innerlich so gebrochen, müde und matt geworden sind? Worin besteht die Speise, die uns dann Gott sendet, daß sie uns zum Weiterwandern stärke? In den Erfahrungen von der unmittelbaren Nähe, von der gnädigen Gegenwart unseres Gottes, die uns je und je vergönnt werden. Denkt zurück in die vergangenen Tage eures Lebens: ihr werdet alle schon Stunden gehabt haben, da ihr in tiefem Weh befangen wart, und da wurde euch plötzlich die Gnade Gottes innerlich so gewiß, da erfuhrt ihr, was es heiße: „ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“, daß ihr euch über allen Schmerz wie hinweggehoben und in allem Schmerz wahrhaft selig fühltet. Eure Last wurde euch nicht abgenommen, euer Kreuz mußtet ihr weiter tragen, der Sonnenbrand der Wüste hatte nichts von seiner stechenden Gluth verloren; aber das alles hatte seine drückende und lähmende Macht eingebüßt. Durch solche Erfahrungen werden wir der Nähe des Herrn, seines unmittelbaren Waltens über uns auch in den dunkeln Nächten unseres Lebens unbedingt gewiß; sie geben eine Sicherheit, die kein Zweifel anfechten, keine Zeit auslöschen kann, denn sie sind ein Stück unsres eignen Lebens, ja die Höhepunkte desselben. Kein Mensch kann solche Erfahrungen willkürlich hervorrufen, sie sind ein freies Geschenk unsres Gottes, aber sie kommen dann, wenn wir's am wenigsten erwarten, aber auch sie am nöthigsten brauchen. Und diese Erfahrungen sind dann ein Halt und eine Stütze für die kommenden dunkeln Tage. Wie Elias durch Kraft jener Speise den Weg durch die Wüste vollendete, so läßt jede solche Erfahrung unsre Seele erstarken, daß sie sich durchringt durch Versuchung und Verzagttheit, durch Wüstenbrand und Gewitternacht. Der Apostel Paulus erinnert einmal seinen Lieblingsschüler Timotheus, er solle die Gabe Gottes, die in ihm sei, erwecken, genauer übersetzt: wieder anfachen. So wollen auch wir in das Dunkel der Zukunft, in die wir mit diesem neuen

Jahre eintreten, hineingehen mit dem Vorsatz, die Erinnerung an die Gnadenerfahrungen der vergangenen Tage in uns anzufachen, welche das Geheimniß unsres inneren Lebens sind, damit sie uns als eine Gottes Speise kräftigen für den Pilgerpfad, der vor uns liegt.

Als einst der Herr seine Jünger aussandte, gebot er ihnen zu zweien zu wandern, und als der barmherzige Samariter den Mann, der unter die Mörder gefallen war, dem Wirth übergab, reichte er ihm zwei Groschen: so ist es auch in unserem Text eine zweifache Gabe, die der Prophet empfängt, die Speise, die ihn stärken soll für den Weg, und der Hinweis auf das Ziel, zu dem derselbe endlich führen soll. „Geh auf den Berg Gottes Horeb.“ Schon vor ihm hatte einst ein anderer Gottesmann an jenem Berge geweilt und eine doppelte Sprache hatte der Berg ihm gegenüber geführt. Als Moses vierzig Jahre in der Wüste die Schafe des Jethro gehütet hatte, da erschien ihm die Herrlichkeit des Herrn am Horeb im flammenden Busch, und Moses verhüllte sein Antlitz, denn er fürchtete sich Gott anzuschauen. Und abermals stand er mit dem ganzen Volke an dem heiligen Berge und unter Donner und Blitz gab der Herr sein Gesetz, und das ganze Volk floh und sprach: laß Gott nicht mit uns reden, denn wir möchten sonst sterben. Das war die eine Sprache, die am Horeb erscholl: gleich einer Posaune des Gerichts, eine Offenbarung Gottes in seiner Heiligkeit. Dann aber kam der Tag, wo Moses in einer Höhle des Berges stand und begehrte das Angesicht des Herrn zu schauen, und der Herr ging vor ihm vorüber und sprach: Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue. Das war die andre Sprache des Horeb: die Offenbarung der Gnade des Herrn, und da erglänzte das Angesicht des Moses, daß das Volk nicht vermochte ihn anzusehen. Und dieselbe Doppelsprache sollte Elias am Horeb erfahren, denn als der Prophet auf dem Berge war, zu dem des Engels Mund ihn gewiesen, da kamen zuerst Sturm, Erdbeben und Feuer, die Boten des göttlichen Gerichts, dann aber kam ein stilles, sanftes Sausen, und da verhüllte Elias sein Antlitz und seine Seele war genesen von ihrer Verzagtheit, und festen Schrittes ging er seinen Weg weiter, bis

der Wagen Gottes ihn heimholte in die himmlische Herrlichkeit. Das war das Ziel, das ihm gewiesen ward. Zielloß hatte er seine Wanderschaft begonnen; der Engel zeigte ihm den Gottesberg als Ziel, und durch die Gluth der Wüste und durch die Schrecken des göttlichen Gerichts hindurch fand er am Ziel den Frieden Gottes, der sich in seine Seele senkte. Und sein Weg ist der unsrige, sein Ziel das unsrige. Zielloß ist einst auch unser Pfad gewesen. Nur dem Augenblick, wenn's hoch kam, nur der irdischen Zukunft gehörte unsre Arbeit. Mit jenem Spruch uralten Fragens und dunkeln Ringens haben auch wir gesprochen: „Wanderer, woher?“ Ich weiß es nicht. „Wanderer, wohin?“ Ich weiß es nicht. Vielleicht, daß wir fortfahren mit demselben Spruche: „Ich sehe über mir einen Himmel voll Sterne und habe in mir ein Herz voll Ahnens.“ Aber weiter als zu solchem Ahnen gelangten wir nicht. Dann aber wurde auch uns wie dem Propheten das Ziel unsrer Pilgerschaft gezeigt. Denn auch wir haben einen Berg Gottes, aber sein Name heißt nicht mehr Horeb, sondern Golgatha. Und auch er läßt jene Doppelstimmen ertönen. Denn wenn wir zu ihm gelangen, müssen wir hindurch durch die Schrecken, die den Sinai zu Moses Zeit umkränzten, durch das Feuer des Gerichts, das des Elias Seele erbeben machte. Denn das ist die Predigt, die von dem Kreuz auf Golgatha ausgeht: so das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden? Auch bei uns muß es zu einem Erfahren des göttlichen Gerichts kommen, das in dem Gesetz, das am Sinai gegeben ist, den Schuldbrief über unsre Sünde sieht, und wir müssen sprechen lernen: „Ich, ich und meine Sünden, die sich wie Körner finden des Sandes an dem Meer, die haben dir erregt das Elend, das dich schläget, und das betrübte Marterheer.“ Aber wenn der Donner des Gesetzes verhallt ist und das Feuer des Gerichts verloschen, dann wird auch uns das stille, sanfte Säusen umfassen: „all' Sünd' hast du getragen, sonst müßten wir verzagen“, und der Friede Gottes wird auch bei uns aller Verzagtheit ein Ende machen. Das ist das Ziel, zu dem wir kommen sollen. Aber der Weg dahin ist weit und schwer. Einen langen Wüstenweg hatte Paulus durchzumachen, ehe der Tag von Damaskus ihm erschien, und noch im

grauen Haar hat er bekannt: nicht daß ich es ergriffen hätte. Ein Luther hat lange, bange Jahre des Kampfes durchgerungen in der Klosterzelle zu Erfurt und noch lange nachher das tiefe Wort gesprochen: Gott gebe Gnade, daß wir recht fromme Sünder werden, denn ein Christ ist nicht im Wordensein, sondern im Werden. Berge schaut man schon aus weiter Ferne, aber es dauert lange, bis man wirklich zu ihnen gekommen ist. Auch wer mit aller Inbrunst einmal beten kann „o Lamm Gottes unschuldig“, auch wer an den Schranken des Altars einmal die Schauer der Nähe Gottes empfunden hat, er braucht noch nicht auf des Berges Gipfel zu sein. Es sind nur Stationen auf seinem Wege. Jede solche Erfahrung führt uns eine Strecke weiter, näher heran an das Ziel, aber nur der ist wirklich zum Ziel gelangt, der das Wort sprechen kann und nicht nur sprechen sondern leben: nun lebe nicht ich, sondern Christus lebet in mir, und der höchste Gipfel des Gottesberges ragt in die Ewigkeit hinein. Aber wenn wir diesen Gipfel auch noch nicht erreicht haben, er winkt uns in der Ferne, und wie dem Wanderer, der müde zusammenbrechen will, der Thurm der Heimath entgegenleuchtet und seine Schritte neu beflügelt, so leuchtet auch uns, wenn unsere Kniee müde werden wollen, der Berg Gottes entgegen. „Es ist uns ein Ziel gezeigt, das man nur im Kampf erreicht“; aber es ist uns gezeigt, und in allem Kampf dieser Zeit und im Schweiß der Wüstenwanderung heben wir unsre Augen getrost zu ihm auf und wissen, es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.

Einst stand Moses, der Mann Gottes, an der Grenze des heiligen Landes auf dem Berge Nebo. Hinter ihm lag die weite Wüste, die er durchmessen; um ihn die Wolken, die den Berg umkränzten; aber hinter den Wolken das Land der Verheißung. Auch wir stehen heute auf solchem Berge. Hinter uns die vergangenen Jahre unserer Pilgerschaft; um uns die Wolken, die uns die Zukunft verhüllen; aber hinter ihnen das Land der Verheißung, und in unserer Hand die stärkende Speise der Gottes-Gnade, über uns der Stern über der Krippe, der uns wie einst die Weisen aus Morgenland zur ewigen Sonne führen will. So lasset uns denn Fleiß thun, daß wir die Verheißung, zu jener Ruhe einzugehen, nicht

versäumen. Mein Leben ist ein Pilgerstand, ich wandre nach dem Vaterland, nach dem Jerusalem, das droben Gott selbst als eine feste Stadt auf ew'gen Grund gegründet hat, dort will ich meinen Hirten loben. Mein Leben ist ein Pilgerstand, ich wandre nach dem Vaterland. Getreu aber ist er, der uns ruft, er wird es auch thun. Amen.

## Aegypten und Kanaan.

### Sonntag nach Neujahr.

Sohn vom Geist empfangen, o Marien-Sohn,  
löse, was gefangen, dir zum Schmerzenslohn;  
aus Aegyptens Dienst und Bann führ' uns dir gen Kanaan. Amen.

Text: Ev. Matthäi 2, 15:

Joseph blieb in Aegypten bis nach dem Tode Herodis, auf daß erfüllt würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht: aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen.

In welchem trübem Gegensatz steht das Evangelium des heutigen Sonntags zu der lichten Freude, welche sich durch die Weihnachtsbotschaft hindurchzieht! Freilich zeigte uns auch das Fest, das wir gefeiert haben, das neugeborne Jesuskind in der Hülle der Armuth und Niedrigkeit, aber wie war doch alles Dunkel so durchleuchtet und umkränzt von den Strahlen göttlicher Herrlichkeit: neben der Krippe der jubelnde Engelchor, neben der Armuth die Schätze des Morgenlands, neben der kalten Gleichgültigkeit der Schriftgelehrten und der Arglist des Königs die Freude der Hirten und die Anbetung des greisen Simeon. Aber wie schnell ist das alles verweht: verstummt die lobpreisenden Psalmen und statt des Friedens, den sie verkündeten, das Mordschwert des Herodes und das Wehgeschrei der Kinder von Bethlehern und ihrer Eltern; das Jesuskind zwar gerettet, aber nur, indem es dem heiligen Lande den Rücken wendet, als wenn das Wort, das der Mann später sprach: „die Füchse haben Gruben und die Vögel

unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege“, — als wenn dies Wort sich schon an dem Kinde bewahrheiten sollte. Mußte es da der kleinen Gemeinde, welche ihre Hoffnungen auf dieß Kind gesetzt hatte, nicht sein, als wenn die eben aufgeblühte Hoffnung wieder verwelkt wäre, als wenn der Ausgang aus der Höhe, den sie begrüßt hatte, von um so dichterem Nacht wieder verschlungen wäre? Und doch war auch all dies Dunkel der weise Rath des Gottes, der auf ungeahnten und ungebahnten Wegen seine Ziele erreichte; doch waren auch hier seine Wege wohl höher als Menschenwege, aber es waren Gedanken des Friedens und des Heiles, die sich in ihnen verwirklichten. Daß wir solchen vorbedachten Rath und Willen Gottes vor uns haben, will auch unser Text bemerklich machen, indem er den dunkeln Weg des Christkinds durch Aegypten unter das Licht des prophetischen Wortes stellt: aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen. Als Hoseas diese Worte schrieb, dachte er freilich nicht an den Gottessohn, der in Bethlehem geboren ist, sondern an das Volk Israel, das der Herr selbst seinen eingebornen Sohn genannt hatte, und das gleich Christo über Aegypten in das Land der Verheißung geführt war. Aus dieser Gleichheit zwischen dem Geschick des Volkes Israel und des Herrn sollen wir also lernen, daß der Weg Christi nichts Verwunderliches oder Zufälliges gewesen ist, sondern daß in seinem Leben dieselben Gesetze der Weisheit und Liebe Gottes sich bewährt und verherrlicht haben, auf denen er zu allen Zeiten seine Gemeinde geführt hat und noch führt. Ja, auch jetzt noch führt. Denn was zuvor geschrieben ist von den Geschicken des auserwählten Volkes im Alten Testament, das ist nicht nur ein Vorbild für das Leben des Herrn gewesen, sondern ist auch uns zum Vorbild geschrieben. Wie kein Jahr dem andern gleich ist und doch jedes von denselben Gesetzen der göttlichen Weltordnung regiert wird; wie kein Menschenantlitz dem andern gleich ist und doch jedes, wenn auch in eigenthümlicher Weise, dieselben Züge trägt, die eben den Menschen zum Menschen machen: so ist es auch unter allem Wechsel der Zeiten und der Verhältnisse ein und dasselbe Ziel, zu dem Gott seine Menschenkinder führen will, und es sind die-



selben Gesetze, nach denen er es thut. Ein solches Gesetz lasset uns betrachten, indem wir

den Pfad der Gottesgemeinde durch Aegypten  
nach Kanaan

zum Gegenstand unsrer Andacht machen. Wir sehen zuerst auf das Urbild in der Geschichte der Gemeinde des Alten Bundes, sodann auf das Abbild in der Geschichte der Gemeinde Jesu Christi.

„Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen“. In die ersten Anfänge des Alten Bundes weist uns dies Wort bei dem Propheten Hoseas zurück. Unter fremdem Volk hatte die Familie Abrahams in Kanaan ihr Wanderzelt aufgeschlagen, wenig war es, was die Gegenwart ihr im heiligen Lande bot: nichts nannte sie ihr Eigenthum als die Grabstätte, wo ihre Gebeine ruhen durften. Und doch war sie mit starken Banden an das Land gekettet, denn es war das Land ihrer Zukunft, das Erbe, das Abraham und seinem Samen verheißen war. Da entsteht eine schwere Theurung: aufs neue muß Jakob zum Wanderstabe greifen. Wohl findet er eine zweite Heimath in Aegypten, aber Kanaan scheint auf immer verloren zu sein. Die Söhne Jakobs sehen gute Tage in dem Lande, an dessen Spitze Joseph steht, und sie mögen nicht an eine Rückkehr denken; sie sehen dann schlimme Tage, und sie dürfen das Land nicht verlassen. Abwechselnd fesselt sie Aegypten durch seine Lust und durch sein Leid. Wäre es nicht besser gewesen, sie hätten dies Land nie betreten? Und doch war darin der Gnadenrath ihres Gottes, denn zweierlei sollte Aegypten ihnen geben: innere Läuterung und Ausrüstung für die Zukunft. Zuerst in innerer Läuterung. Wie wunderbar war doch das Geschick des Mannes, der zuerst von den Söhnen Jakobs nach Aegypten kam. Zum Herrschen war Joseph von seinem Vater bestimmt, zum Herrschen war er geboren. Wohin er kommt, wird er der Mittelpunkt, um den sich alles dreht, — er ist eben eine aufs Gebieten angelegte Natur. Ob das Sclavenkleid ihn deckt im Hause Potiphars, er ist die Seele des ganzen Hauses: „Potiphar, heißt es, setzte ihn über sein Haus und alles, was er hatte, that er unter seine Hände.“ Ob er von Gefängnißmauern umschlossen ist, wiederum heißt es:

„der Herr ließ ihn Gnade finden vor dem Amtmann im Gefängniß, daß er ihm unter seine Hand befahl alle Gefangene, auf daß alles, was geschah, durch seine Hand geschehen mußte.“ Ja, er war ein geborner Herrscher, aber er wußte es auch und die arge Saat des Hochmuths keimte in dem Herzen des Knaben, wie die Träume zeigen, mit denen er vor seinen Brüdern prahlte. Wohl liegt ihnen eine richtige Ahnung seiner künftigen Bestimmung zu Grunde, aber wie ist sie durchzogen und durchwoben von hochmüthiger Selbstüberhebung, die durch seines Vaters Schwäche gegen den Lieblingssohn noch genährt wird. Darum führt ihn sein Weg in die Dienstbarkeit nach Aegypten, und Sclavenkleid und Gefängnißmauern müssen den Hochmuth aus seiner Seele beißen, damit er seine Bestimmung einst erreichen könne. Seine Brüder gedachten es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen: gut mit ihnen, denn Joseph bereitete ihnen die Bergestätte vor dem Hunger; gut auch mit Joseph selbst, denn das Gold sollte von den Schlacken gereinigt werden, mit denen es versetzt war. Der Umweg durch die Sklaverei in Aegypten war der gradeste Weg zu ihrer aller Heil. Und wie für Joseph, so war auch für das ganze Volk Israel der Aufenthalt in Aegypten das Mittel innerer Läuterung. Nehmen wir einmal an, Israel hätte Kanaan nie verlassen: wie hätte sich dann sein Leben gestaltet? Essen und trinken, freien und sich freien lassen, kaufen und verkaufen, das wäre sein Inhalt gewesen, aber welchen Werth die Freiheit, welchen Werth der ungestörte und unverkümmerte Besitz des väterlichen Glaubens für ein Volk hat, das hätte es nicht gewußt. Das hat es erst gelernt, als seine Freiheit unter der Ruthe der ägyptischen Bögte mit Füßen getreten und der Name des Gottes ihrer Väter von Pharao mit Spott und Verachtung genannt wurde. Da erst hat es gelernt, daß es Güter giebt, um die es sich lohnt, alles das einzusetzen, was das Leben sonst bieten kann, und die um den Preis des Hungers der Wüstenwanderung und der Noth blutigen Kampfes nicht zu theuer erkauft werden. Es war scheinbar ein langer Umweg, die Jahrhunderte in Aegypten, und doch der Weg, ohne den Israel nie ein Volk, erst recht nie das Gottesvolk geworden wäre, dessen ganzes Leben nur einen Mittelpunkt haben

solte  
nur  
wäh  
Den  
sch  
schen  
doch  
seine  
Wol  
Stip  
aber  
thun  
die  
wen  
vern  
nach  
die  
We  
We  
so  
join  
füh  
hat  
jed  
bre  
Ab  
blei  
zu  
an.  
daß  
daß  
dur  
Ka  
wa  
dur

ollte, den Glauben an den Gott seiner Väter. — Aber nicht nur innere Läuterung sollte Aegypten den Kindern Israels gewähren, sondern auch die Ausrüstung für die Zukunft. Denn wenn Moses es verstand sein Volk in Ordnung und Gesetz zu fassen, freilich war seine Weisheit Gottes Gabe und Geschenk, aber daß er in aller Weisheit Aegyptens erzogen war, war doch das Mittel gewesen, das Gottes Hand benützt hatte, um seinen Knecht auf seinen Beruf und zu demselben vorzubereiten. Wohl war Bezaleel, der Sohn Uris, der weise Baumeister der Stiftshütte, von Gott mit Weisheit und Verstand ausgerüstet, aber in Aegypten hatte er doch gelernt, was er nachher am Heiligtum Gottes übte. Der Aegypter goldene und silberne Gefäße, die Israel gleichwie eine Siegesbeute mit sich führte, nachher verwendet im Dienst der Stiftshütte; der Aegypter Weisheit nachher verwendet in den Rechten und Gesetzen Israels; der Aegypter Kunst nachher die Grundlage für den Gottesdienst Israels: das war die Ausrüstung, die Israel in Aegypten gewonnen hatte. Der Weg durch Aegypten ein dunkler Weg und doch ein Weg der Weisheit Gottes.

Aber freilich, wenn auch Israels Weg durch Aegypten führte, so hatte er doch nicht sein Ziel daselbst, durfte es dort nicht haben, sondern mußte wieder umlenken nach Kanaan. Die Schrift führt uns an das Sterbebett des greisen Jakob. Zum letzten Mal hat er seine Söhne um sich versammelt und sie gesegnet, einen jeden mit seinem besonderen Segen. Nun schweigt er und schon breitet sich die ernste Majestät des Todes über sein Angesicht. Aber er kann noch nicht sterben; noch einmal öffnen sich die bleichen Lippen zu einer letzten Bitte: „Ich werde nun versammelt zu meinen Vätern; begrabet mich in der Höhle im Lande Kanaan. Daselbst haben sie Abraham begraben und Sarah, sein Weib; daselbst haben sie auch Isaak begraben und Rebekka, sein Weib; daselbst habe ich auch Lea begraben.“ Das letzte Gefühl, das durch die Worte des Sterbenden hindurchzittert, ist Heimweh nach Kanaan. Wie wunderbar ist doch dieses Heimweh! In Aegypten war er reich und glücklich gewesen, an Kanaan hasteten so viel dunkle und trübe Erinnerungen; in Aegypten hatte er reiches Land

zum Besitz, auf dem Niemand seine Heerden störte, in Kanaan hatte er unstät von einem Ort zum andern ziehen müssen; in Aegypten war ihm ein friedlicher, heitrer Lebensabend geworden, in Kanaan hatte er des Tages Last und Hitze getragen. Was band ihn denn so fest an Kanaan? Und noch wunderbarer: dieselbe Sehnsucht nach Kanaan auch bei Joseph vor seinem Tode. Hatte er doch schon als Knabe die Heimath verlassen, und dachte er an sie zurück, trübe und wehmüthig mußte ihm der Gedanke daran sein durch die Erinnerung an eigne und fremde Schuld, seinen Hochmuth und seiner Brüder Reid. Nun war er längst ein Aegyptier geworden, der nächste an des Königs Thron; eine Aegypterin aus vornehmerm Hause sein Weib, die Priestertochter von Du; in Kanaan kein Mensch, den er kennt, kein Mensch, der ihn kennt. Und nun doch die Bitte des Sterbenden, die er sich mit einem Eide bekräftigen läßt: „wenn euch Gott heimsuchen wird, so fühlet meine Gebeine mit euch von dannen.“ Was konnte ihn an Kanaan binden? Und doch waren zwei starke Seile vorhanden, die Jakob und Joseph nicht loskommen ließen von dem Land ihrer Kindheit: Erinnerung und Hoffnung. Was Jakob in Kanaan besitzt, sind nur Gräber, aber an diesen Gräbern hängt seine Seele. Unter den Sorgen und Mühen des Lebens hat doch diese Erinnerung nicht erbleichen können, und nun, da es stille wird um ihn und in ihm, da die Schatten des Abends länger werden, nun tritt sie in voller Helle und Klarheit vor sein inneres Auge. Der Mensch kann viel erleben, aber aller Reichthum und bunte Wechsel der späteren Jahre ist ihm nicht das, was der Friede und das Glück seiner Kindheit ihm war, als noch Vaterpflege und Mutterliebe ihn umhegten. So ist es auch Jakob ergangen. Seine eigene Schuld hatte ihn einst aus der Heimath getrieben, und als er wiederkehrte, war das Vaterhaus verödet, denn die Mutter war nicht mehr darin. Aber was die Sünde ihm einst genommen, im Tode wenigstens will er es wieder haben: wo seiner Eltern Gebeine ruhen, da will auch er schlummern. Und zur Erinnerung gesellt sich die Hoffnung. Ist doch für Jakob Kanaan noch mehr als die irdische Heimath, es ist das Land der Verheißung. Dort hat der Gott seiner Väter sich diesen offenbart, dort hat er selbst in jener Nacht

in Bethel zum ersten Mal den Bund mit seinem Gott geschlossen, dorthin sollen einst seine Nachkommen zurückkehren. Darum ist es das Land seiner Liebe und seiner Sehnsucht geblieben, darum ist sein letzter Gedanke Heimweh nach Kanaan. — Jahrhunderte sind seit jenem Sterbeseufzer Jakobs verstrichen und noch immer leben die Kinder der Verheißung im fremden Lande. Ihrer keiner hat Kanaan gesehen; es ist vergessen über der neuen Heimath. Da müssen die Aegypter dafür sorgen, daß sie sich ihrer wieder erinnern. Immer härter wird der Druck, immer unerträglicher die Last: da steigt, wenn auch vorerst noch ganz blaß und dunkel, das Bild der alten Heimath vor ihrer Seele auf. Und je länger die Noth dauert, desto stärker wird die Sehnsucht, desto klarer das verblaßte Bild, bis endlich durch das ganze Volk der eine Schrei hindurchhallt: aus Aegyptens Dienst und Bann auf, hinauf gen Kanaan!

Kinder der Verheißung waren es, die einst so riesen; Kinder der Verheißung sind auch wir. Denn auch wir haben ein Kanaan, das unsere rechte Heimath ist, das Land, von dem es heißt: das Jerusalem, das droben ist, das ist die freie, die ist unser aller Mutter. Geht auch unser Weg durch Aegypten? Wir sind gewohnt, unter diesem unseren Kanaan die himmlische Herrlichkeit zu verstehen: hier ist unser Pilgerstand, droben unser Vaterland, hier das Aegypten unserer Wallfahrt, droben die Heimath. Aber diese Deutung des Bildes stimmt doch nicht zu jenem gewaltigen Wort des Briefes an die Hebräer: ihr seid gekommen zu dem himmlischen Jerusalem; sie stimmt nicht zu dem Wort des Herrn: das Reich Gottes ist mitten unter euch. Freilich sind wir Kinder der Verheißung, aber nicht so, daß für uns wie für das Volk Israel die Erfüllung erst in ferner Zukunft läge, sondern wir haben sie schon. Das Kanaan, das unsere Heimath ist, ist das Reich Gottes, die Fremde ist für uns nichts Aeußeres sondern die Macht der Sünde, d. h. der Gottesferne. Kanaan und Aegypten sind nicht mehr räumlich getrennt, sondern beide in uns. Aber auch in diesem Sinne geht für die meisten unter uns der Weg nach Kanaan über Aegypten. Wohl mag es ja Einzelne geben, die von Kindesbeinen an im Vaterhause ihres Gottes geblieben sind, und deren inneres Leben einem hellen Sommertage gleicht:

wohl hier und da einmal eine kleine Wolke, die auf einen Augenblick die Sonne verbirgt, aber bald ist sie verschwunden, und Gewitternächte und das eisige Dunkel des winterlichen Himmels bleiben ihnen erspart. Indesß bei weitem die Meisten unter uns werden sich in diesem Bilde nicht wieder finden sondern keimen Zeiten, vielleicht lange Zeiten in ihrem Leben, da das himmlische Kanaan ihnen fremd und fern geworden war und sie dahin gingen ohne Gott, ohne Frieden, ohne Hoffnung. Wohl können auch sie nun dankbar bekennen: aus Aegypten hat mich Gott gerufen, aus dem Diensthaufe der Sünde zur herrlichen Freiheit der Gottessfindschaft. Aber dürfen wir auch hierauf das Wort anwenden, daß der Weg durch Aegypten die göttliche Weisheit verherrliche? Müssen wir da nicht lediglich sagen: ich schäme mich und schene mich meine Augen aufzuheben? Freilich müssen wir es; und doch hat die Sache noch eine andere Seite. Sollte das Wort hier nicht gelten: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen? sollte dieß Wort wirklich irgend eine Ausnahme dulden? Nein, es hat keine, und unter dem Schutze dieses Wortes dürfen wir wagen zu sprechen: denen, die Gott lieben, müssen selbst ihre Sünden zum Besten dienen, das will sagen: wenn wir uns von Herzen zu unserem Gott bekehren, so macht er, daß sogar die Sündenwege, in denen wir gegangen sind, beitragen müssen zu unfrem Heil und seiner Ehre und weiß noch jetzt, wie einst in den Tagen Josephs, das gut zu machen, was wir böse machten. In diesem Sinne laßt uns durchdenken, wie die erziehende Weisheit Gottes selbst da sich an uns verherrlicht, wo wir fern sind vom Reiche Gott's. Zweierlei war es, was Israel in Aegypten gewinnen sollte: Läuterung und Ausrüstung für seinen künftigen Beruf. Und genau dasselbe gilt auch bei uns von den Zeiten, da wir die Heimath verlassen hatten.

Ein Mann hatte zween Söhne. Innerlich ist der eine dem Vaterhaufe längst entfremdet gewesen, endlich kehrt er demselben auch äußerlich den Rücken. Scheinbar läßt der Vater ihn los von seiner Hand, überläßt ihn seinem Geschick. Und doch, war nicht grade das der Weg ihn durch die äußere Entfernung innerlich wieder zurückzubringen? Als er in der bittersten Armuth sitzt und

die  
und  
ist  
wa  
und  
und  
Sch  
glei  
un  
Zu  
geh  
Sch  
des  
auf  
Au  
Ge  
Si  
St  
gru  
im  
He  
gan  
He  
die  
sch  
Gi  
lic  
Un  
rei  
die  
de  
je  
eu  
So  
di  
T

die Träger vergeblich begehrt, da wacht das Heimweh in ihm auf und er lernt verstehen, was er am Vaterhause gehabt hat. Und ist das nicht ein Bild von unserem eigenen Leben? Auch wir waren einst dem Reiche Gottes innerlich fremd, all unser Tichten und Trachten, Arbeiten und Streben, Hoffen und Fürchten, Lieben und Leiden drehte sich um die Dinge dieser Erde. Ob wir im Schlamm offenbarer Sünde wandelten oder gute Perlen suchten, gleichviel: von dem Reiche Gottes wußten wir nichts, es war uns ein bloßer Name, wir hatten dafür weder Verständniß noch Interesse. Und scheinbar ließ uns Gott gehen, lange und weit gehen. Dann aber kam für den Einen der Tag, da Sünde und Schande über seinem Haupt zusammenschlugen, da aus der Windesfaat eine Sturmesernte aufsproßte, und in dem Jammer der äußeren und inneren Noth lernte er sich sehnen nach einem sichern Ausergrund, nach einer Gotteskraft, die erlösen könnte vom bösen Gewissen und der Macht der Sünde, und grade das Vollmaß der Sünde war in der Hand des treuen Gottes das Mittel ihn zum Stillstehn, zur Umkehr zu bewegen. Ein Anderer aber blieb vor groben Sünden bewahrt und wie Israel in Aegypten findet auch er im Leben eine weiche, warme Heimstätte, er hat alles, was das Herz begehren mag, und doch fehlt ihm eins: der volle Friede, und ganz leise regt sich in ihm die Frage: wo findet die Seele die Heimath, die Ruh? Es wiederholt sich immer aufs neue die Erfahrung, die im Alten Testament der Prediger Salomo so ergreifend schildert: aller Reichthum, alle Arbeit, alle materiellen und idealen Güter können die Menschenseele nicht ausfüllen und laufen schließlich in die Klage aus: Eitelkeit der Eitelkeiten, es ist alles eitel. Und diese Erfahrung richtet dann das Auge überwärts und bereitet der Predigt von dem ewigen und unsichtbaren Gottesreich die Stätte. So wird der Aufenthalt in Aegypten auch für uns der Weg nach Kanaan. Und das ist noch der einzige Ertrag jener dunkeln Zeiten unsres Lebens für das Gottesreich. Lasset euch an jenen Gewaltigen im Gottesreich erinnern, der einst ein volles Jahrtausend mit seines Geistes Macht königlich beherrscht und ihm die Wege gezeigt hat, um dann einem zweiten Jahrtausend die Thüre zu öffnen und abermals die Wege zu bereiten, an den hei-

ligen Augustinus. Durch wie viel Irrwege war er gegangen; in weltlicher Gelehrsamkeit und falschberühmter Philosophie hatte er den Frieden gesucht und nicht gefunden. Als das alles aber hinter ihm lag und er den Frieden mit Gott und sich selbst gewonnen hatte, nahm er nichts von dem Inhalt seiner Vergangenheit mit in das neue Leben? oder war jene Zeit, in der er in weltlicher Weisheit sein Genügen gesucht hatte, nicht viel mehr die Rüstung, in der er als Gotteskämpfer einherging, die geistige Schulung, ohne die er nie so Großes hätte leisten können? Die Weisen des Morgenlandes kamen zu der Krippe von Bethlehem, aber nicht mit leeren Händen, sondern sie legten die Schätze ihrer Heimath zu den Füßen Christi nieder. Japhet mußte eingehn in die Hütten Sems, aber als Morgengabe brachte er den ganzen Ertrag seiner reichen Geschichte mit sich in die Gemeinde Gottes. Es ist die höchste Verherrlichung und der mächtigste Triumph unsres Gottes, daß er selbst unsere verlorenen Tage nicht verloren sein läßt, sondern auch ihnen einen Ertrag abzugewinnen weiß für uns, für sich, für sein Reich. Darum, wenn auch unser Pfad hindurchgegangen ist durch Aegyptens Dienst und Bann, ja, wir wollen in tiefer Reue bekennen: „ich ging verirrt und war verblindet, ich suchte das erschaffene Licht“, aber zugleich wollen wir anbetend sprechen: „die Wege sind oft krumm und doch gerad“, darauf du läßt die Kinder zu dir gehen, da pflegt es wunderseitsam auszu sehen, doch triumphirt zuletzt dein hoher Rath.“ O, welche Tiefe der Weisheit und Erkenntniß Gottes: wie gar unbegreiflich sind seine Wege und unerforschlich seine Gerichte!

Aber freilich, nur dann haben wir ein Recht zu diesem jubelnden Triumph, wenn Aegypten nicht unsere Heimath geblieben ist. Zwei Seile waren es, die Jakob an die alte Heimath banden: Erinnerung und Hoffnung. Und sie sind die Seile, die auch uns von Aegypten nach Kanaan ziehen. Ob Jakobs Erinnerung auch nur an Gräbern haftete, die Gräber waren ihm mehr als aller Reichthum Aegyptens. Haben nicht auch wir solche Grabes-Erinnerungen? Mitten in aller Fülle und allem Reichthum des Lebens, da auch uns Aegypten fesselt durch seine Lust und durch sein Leid, gedenken wir der Zeit, da die Mutter dem Kinde die



Hände faltete und das Kind so einfältig beten konnte: Abba, lieber Vater. Und ob das alles längst eingesargt und begraben wäre, ist nicht das Grab, in dem der Glaube unserer Kindstage eingesargt liegt, uns immer eine Erinnerung geblieben, die auch dem Manne noch wie vom Glanz der Verklärung umgeben erscheint? Es kann Jemand lange von der Heimath entfernt gewesen sein, wenn er aber von weiter Pilgersfahrt zurückkehrt und das Vaterhaus aus der Ferne ihm aufsteht: o, es kann ein Herz sehr stumpf und sehr kalt geworden sein, dann beginnt unter der Eis- und Schneedecke es sich doch zu regen und zu bewegen, wie wenn der erste Frühlingshauch grüßend über die erstarrte Erde zieht. Und für wie viele ist die Erinnerung an ein frommes Elternhaus, an die Stunde ihres Gelübdes vor dem Altar, an die Zeit, da sie noch verstanden ihre Hände zu falten, solche Erinnerung, die sie mitten in der Knechtschaft Aegyptens nicht verläßt und im tiefsten Herzen sie um den verlorenen Glauben klagen, nach der verlorenen Heimath sich sehnen läßt. Und wenn unter der Macht solcher Grabes-Erinnerungen das Herz weich geworden ist, da beginnt die Hoffnung zu erblühen, da klingt im Innersten der Seele, zuerst ganz leise, dann immer lauter, eine wunderbare Verheißung von einer Gnade, die schneeweiß machen könne, was blutroth war, von einem Gott, der alles neu machen wolle, von dem Jerusalem, das droben sei als unserer aller Mutter, bis endlich alles Ringen und Sehnen der Seele sich auflöst in den einen Ruf: aus Aegyptens Dienst und Bann führ' uns dir gen Kanaan! Heimweh — das ist je und je der Grundton gewesen, der als das höchste Kleinod durch die Menschenwelt hindurchgeklingen ist. Bald wenden sich die sehrenden Gedanken rückwärts und träumen von einer goldenen Zeit, die längst entschwand, bald wenden sie sich in eben so weite Ferne vorwärts und hoffen auf eine neue goldene Zeit. In Vergangenheit und Zukunft sucht man das entschwundene Paradies, das verlorene Glück, nur in einer Zeit sind sie für den natürlichen Menschen nie vorhanden: in der Gegenwart. Aber als der Herr dem Schwächer das große Wort zurief: heute sollst du mit mir im Paradiese sein, da hat er das Thor der Heimath dem Menschengeschlecht wieder geöffnet, und seitdem liegt unser Kanaan, unsere

Heimath nicht mehr in unabsehbarer Ferne, sondern es gilt das Wort: es ist alles bereit, seitdem webt aus Erinnerung und Hoffnung die Gottesgnade eine selige, lichte, friedevolle Gegenwart, seitdem heißt es: selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen. Darum: aus Aegyptens Dienst und Bann auf, hinauf gen Kanaan! Amen.

## Der Ruhm an der Schwachheit.

### Sexagesimae.

So spricht der Herr: Der ich in der Höhe und im Heiligthum wohne, ich wohne auch bei denen, so gedemüthigten und zerschlagenen Herzens sind, auf daß ich erquicke den Geist der Gedemüthigten und das Herz der Zerschlagenen. Amen.

Text: Zweiter Brief an die Korinther 13, 7—9.

Auf daß ich mich der hohen Offenbarung nicht überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe. Dafür ich dreimal den Herrn gebeten habe, daß er von mir weiche, und er hat mir gesagt: laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne.

Der eigenthümlichsten Stellen eine im ganzen Umfange der heiligen Schrift ist es sicher, welche in den verlesenen Textworten der heutige Sonntag unserer Betrachtung darbietet. Wie keine andere ist sie geeignet uns einen vollen Blick in den reichen und geheimnißvollen Inhalt, in die gewaltigen Gegensätze zu eröffnen, welche das Leben des Apostels Paulus durchziehen. Denn zuerst führen uns diese Worte auf den Berg der Verkürung, den es auch in seinem Leben gab, wo die Luft einer höheren Welt ihn umfängt und die Klarheit des Himmels mit blendendem Schein in seine Seele fällt, so daß er sich verückt fühlt bis ins Paradies und nicht weiß, ob er in dem Leibe gewesen ist oder außer dem Leibe. Aber dicht neben dieser lichten Höhe thut sich

auch für ihn der dunkle Abgrund eines Gethsemane auf, wo des Satans Engel ihn mit Fäusten schlägt. Und endlich wölbt sich über dem Abgrund, der zwischen jenem Berge der Verklärung und dieser schauerlichen Tiefe von Gethsemane liegt, der Friedensbogen des Gottes, der in der Höhe und im Heiligthum wohnt wie bei denen, die zerschlagenen Herzens sind, in dem Worte: laß dir an meiner Gnade genügen. Wenn wir also hier versammelt wären, um uns an dem Reichthum eines sonderlich begnadigten Menschenlebens zu erfreuen, so würde unser Text der Betrachtung überreichlich Stoff darbieten, einen Stoff, der um so mehr Anziehungskraft ausüben würde, je dunkler und schwieriger die Erlebnisse sind, von denen der Apostel redet. Aber wenn es doch der Zweck unserer andächtigen Gemeinschaft ist, aus dem Schacht des Gotteswortes für unser eigenes Leben Trost oder Mahnung, Strafe oder Erquickung zu gewinnen: ist dazu das Wort unseres Textes nicht ganz besonders ungeeignet? Stehen nicht jene Erlebnisse, von denen der Apostel hier Zeugniß ablegt, uns so fremd und räthselhaft gegenüber, daß wir uns kaum hineindenken können, geschweige daß wir sie als Bild unseres eigenen Lebens aufzufassen vermöchten? Eine Verückung bis ins Paradies, — ein Satansengel, der mit Fäusten schlägt: wer von uns hat davon Erfahrung? Und doch ist dieser Eindruck nicht richtig. Lasset euch zunächst darauf aufmerksam machen, daß jene drei Stücke, von denen unser Text redet, gar wohl als Ueberschrift über drei unserer schönsten Kirchenlieder passen würden. Der Apostel redet zuerst von der hohen Offenbarung, in der er bis in den Himmel verückt gewesen sei; klingt uns nicht ein ganz ähnlicher Ton aus dem Liede entgegen: ich hab' von ferne, Herr, deinen Thron erblickt —? Der Apostel redet dann von dem Gethsemane seines Lebens, aus dem heraus auch er, wie einst der Herr selbst, Gebet und Flehen geopfert habe zu dem, der ihm aus solcher Noth helfen konnte; klingt ein solches Gethsemane nicht wider aus dem mächtigen Lied: aus tiefer Noth schrei' ich zu dir, Herr Gott, erhör' mein Rufen —? Der Apostel redet endlich von der Gottesgnade, die in dem Dunkel und Licht seines Lebens dieselbe war; sind seine Worte nicht fast genau dieselben wie die des Sängers: ach bleib' mit deiner Gnade bei uns,

Herr Jesu Christ, daß uns hinfort nicht schade des bösen Feindes List —? Nun sind doch aber unsere Kirchenlieder alle nichts anderes als der Widerhall der Erfahrungen, welche die christliche Gemeinde je und je gemacht hat. Wenn also in ihnen ganz ähnliche Klänge uns entgegentreten wie in unserem Text, was folgt daraus? Daß auch im Leben der Christen, wenn auch unter anderer Form und Gestalt, doch ähnliche Erfahrungen sich finden, wie sie, ob auch in viel höherem Maß, der Apostel gemacht hat. Und dies Vertrauen zu unserem Texteswort wird sich verstärken, wenn wir beachten, wie der Apostel selbst die geheimnißvollen Erfahrungen seines Lebens doch auf allgemeine, uns allen bekannte Gesichtspunkte zurückführt. Indem er nämlich dasselbe, was er zuerst in die dunkeln Worte vom Pfahl im Fleisch und vom Satansengel gekleidet hat, nachher einfach als Schwachheit bezeichnet, in der sich Gott verherrlichen wolle, giebt er uns selbst den Weg an, wie wir zwischen seinem Leben und dem unsrigen die Brücke schlagen können. So laßt uns denn aus unsrem Text zu erkennen suchen,

wie die Gottesgnade sich in der Schwachheit unseres  
Fleisches verherrlichen will.

Wir erwägen zuerst den dunkeln Untergrund, auf dem diese Gnade sich erhebt, sodann die Herrlichkeit, die sie auf demselben erstehen läßt.

„Auf daß ich mich der hohen Offenbarung nicht überhebe, so beginnt der Apostel, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch.“ Also zwischen dem Berge der Verkürung und dem Gethemane seines Lebens sieht er einen Zusammenhang; dieses würde nicht nöthig sein, wenn jener nicht wäre. Giebt es nun auch in unserm Leben eine solche „hohe Offenbarung?“ Vom Paradiese redet Paulus; was war das Paradies? Die Stätte, wo die ungetrübteste und seligste Gemeinschaft stattfand zwischen Gott und Mensch, wo die Dornensaat der Sünde noch nicht aufgegangen war, sondern seliger Friede und liebliches Wesen die Fülle herrschen sollte. Und nun blickt zurück in die Tage eures Lebens. Habt ihr nie Stunden gekannt, über die sich ein Schimmer von diesem verlorenen Paradiese breitete? — Stunden, da in euch alles so

licht und so friedlich ward, wo es war, als wenn die Erde mit ihrem Leid und ihrer Lust weit hinter euch läge, und ihr in stiller seliger Sammlung allein wart mit eurem Gott? — Stunden, in denen die innere Seligkeit eures Gemüthes kein Wort mehr fand, in das sie sich legen konnte, in denen alles Bitten und alles Danken nur in das eine jubelnde Gefühl sich auflöste „ich dein, du mein“? Das waren Augenblicke, in denen das Wort des Liedes sich an euch erfüllte: „meine Seele senket sich hin in Gottes Herz und Hände, ist gleichwie ein stilles Meer, voll von Gottes Preis und Ehr“, da es euch zu Sinne war, als ob der Vorhang, der das Heilige vom Allerheiligsten scheidet, sich auf einen Augenblick lichtete, und ihr lerntet das große Wort verstehen: „ihr seid gekommen zu dem himmlischen Jerusalem, der Stadt des lebendigen Gottes, und zu der Menge vieler tausend Engel und zu den Geistern der vollendeten Gerechten.“ Und wie der Apostel noch nach vierzehn Jahren jener Stunde der Verückung sich mit einer Lebendigkeit erinnert, der wir abfühlen, wie sie ihm ein köstlicher Schatz, eins der höchsten Güter seines Lebens war, und durch seine Worte etwas hindurchzittert von dem Befehl, „ziehe deine Schuhe aus, hier ist heiliges Land“: so sind auch für uns jene Augenblicke, da wir hinausgehoben waren über den Staub der Erde und die Kräfte einer zukünftigen Welt schmeckten, ein seliges Geheimniß unseres Herzens und haben in uns ein Heimweh angezündet, wie kein Kind es nach dem irdischen Vaterhause empfindet. Die Erfahrungen, von denen wir reden, sind nichts Wunderbares, nichts Außerordentliches, sie finden sich in jedem Christenleben, bei jedem in seiner Weise, nach seinem Maß, — aber irgendwie sind sie doch mit dem verwandt, was der Apostel von seiner Entzückung erzählt: sie sind die „hohe Offenbarung“, mit der Gott auch jetzt noch je und je die Seinen begnadigt.

Aber eben in dieser hohen Offenbarung sieht der Apostel eine Gefahr: — „auf daß ich mich nicht überhebe.“ Und dieselbe Gefahr liegt auch für uns in jenen seligen Augenblicken. Das wäre freilich die schlimmste Folge, die sie haben könnten, wenn wir um ihretwillen uns über andere erheben, als ob wir mehr wären, höher bei Gott in Gnaden ständen als sie. Aber auch wenn

wir dieser schlimmsten Form des Hochmuths entgehen, in der er sich im Grunde des Mangels Anderer freut: es giebt noch eine andere Art der Ueberhebung, daß wir nämlich den Stand unsers eigenen inneren Lebens daran messen wollen. Und das ist allewege falsch. Denn gerichtet werden wir nicht nach dem, was uns der Herr in seinem Reiche genießen läßt, sondern allein nach dem, was wir in harter, strenger Arbeit an uns selbst geworden sind. Was wir an Friede und Freude im heiligen Geiste schmecken dürfen, das ist auch nicht die entfernteste Bürgschaft für unsere Seligkeit, geschweige denn für die hohe oder niedere Stufe, die wir im Reiche Gottes einnehmen. Es ist nichts gefährlicher als sich messen wollen an dem Reichthum herrlicher Gefühle, denn das Reich Gottes besteht so wenig in Gefühlen wie in Worten, sondern es besteht in Kraft. Grade die Gemeinde zu Corinth, an die unser Apostel diese Worte schreibt, erhält von ihm das Zeugniß, daß sie reich sei an allerlei Gnadengaben, an Zungenreden und Weißagung, an Erkenntniß und Wunderkraft, und dabei stand es doch im höchsten Maß bedenklich um ihr Christenthum: über dem, was Gott an ihr gethan, vergaß sie, was sie selbst thun mußte. Weil aber die Gefahr so nahe liegt, daß wir jene seligen Augenblicke der innigsten Gemeinschaft mit Gott, des Ausruhens in seiner Liebe, die doch nur eine Gabe Gottes an uns sind, zum Maßstab unsres Christenstandes machen, daß wir den bunten Farbenschmuck der Blüthen mit der Frucht verwechseln, die allein Gott an dem Baume sucht, darum stellt er auch in unsrem Leben, wie einst in dem des Paulus, neben die hohe Offenbarung den Pfahl im Fleisch.

Wie sollen wir das Wort verstehen? Ein Pfahl oder besser gesagt ein stechender Dorn macht Schmerzen. Also muß dem Apostel ein Schmerz widerfahren sein, der ihm zu heilsamer Demüthigung gereichte. Und dieser Dorn war in seinem Fleisch. Haben wir etwa an bestimmte Formen der Sünde zu denken deren er nicht Herr zu werden vermochte, und die ihn beständig an die Schwachheit seines Fleisches erinnern sollten? Das gewiß nicht. Denn dann wäre ja dem Fleische gerade sein Wille gethan und der Dorn wäre nicht für sein Fleisch, sondern für seinen Gei-

vork  
schle  
liche  
Das  
unfr  
und  
ihre  
geb  
Sch  
zug  
Ab  
weg  
lich  
Zeit  
lum  
Ab  
rich  
den  
auf  
im  
das  
er  
in  
dar  
ma  
An  
M  
er  
We  
sch  
De  
jen  
daß  
sein  
sein  
W

vorhanden gewesen. Und weiter: auf das Gebet wider die Faustschläge irgend einer Sünde, die ihm anklebte, sollte er die göttliche Antwort bekommen haben: „laß dir an meiner Gnade genügen“? Das ist ja eben das Werk der Gnade, daß sie die Sünde aus unsrem Leben fortzuschafft. Mit einer Sünde giebt es kein Markten und Handeln, ihr gegenüber auch kein Abwarten und sich Begnügen: ihre Macht muß gebrochen werden, alsbald und in jedem Fall gebrochen werden. Der Dorn im Fleisch muß also vielmehr ein Schmerz sein, der dem Fleisch, der niederen Natur des Menschen, zugefügt wird. So haben wir etwa an eine Krankheit zu denken? Aber kann eine Krankheit an sich den Menschen vor Ueberhebung wegen jener hohen Offenbarung bewahren? Das wäre doch nur möglich, wenn alle Krankheit, wie einst Hiobs Freunde meinten, ein Zeichen göttlicher Ungnade oder doch einer untergeordneten Stellung im Reiche Gottes wäre. Der Zusammenhang des ganzen Abschnitts, dem unser Text entnommen ist, weist uns auf den richtigen Weg. Derselbe handelt ausschließlich von dem Beruf, dem apostolischen Wirken des Apostels und den Leiden, die er auf seinen Berufswegen erdulden mußte. So wird also der Pfahl im Fleisch ein solches Uebel sein, das ihn an seinem Beruf hinderte, das ihn unfähig machte, so für das Reich Gottes zu wirken, wie er es gerne gewollt hätte. Wenn also der Pfahl im Fleisch etwa in einer Krankheit bestanden haben sollte, so hat Paulus nicht darum so schwer daran getragen, weil sie ihm körperliche Schmerzen machte, sondern weil das körperliche Leiden ihn hinderte seinem Amte zu leben, ihm die Frische und Freudigkeit, wohl gar die Möglichkeit des Wirkens zu rauben geeignet schien. Darum nennt er diesen Pfahl im Fleisch einen Satansengel, denn des Satans Werk ist es den Bau des Gottesreiches zu hindern, und das geschah durch jene Schwachheit seines Fleisches. Das also war die Demüthigung, die dem Apostel auf diese Weise widerfuhr: wenn jene hohe Offenbarung ihm etwa den Gedanken nahe legen wollte, daß er eine sonderliche Höhe einnehme, so mußte die Schwachheit seines Fleisches ihn immer wieder erinnern, wie wenig damit für sein Wirken im Dienst des Herrn, für das Gottesreich und dessen Wachsthum geleistet sei.

wir dieser schlimmsten Form des Hochmuths entgehen, in der er sich im Grunde des Mangels Anderer freut: es giebt noch eine andere Art der Ueberhebung, daß wir nämlich den Stand unsers eigenen inneren Lebens daran messen wollen. Und das ist allewege falsch. Denn gerichtet werden wir nicht nach dem, was uns der Herr in seinem Reiche genießen läßt, sondern allein nach dem, was wir in harter, strenger Arbeit an uns selbst geworden sind. Was wir an Friede und Freude im heiligen Geist schmecken dürfen, das ist auch nicht die entfernteste Bürgschaft für unsere Seligkeit, geschweige denn für die hohe oder niedere Stufe, die wir im Reiche Gottes einnehmen. Es ist nichts gefährlicher als sich messen wollen an dem Reichthum herrlicher Gefühle, denn das Reich Gottes besteht so wenig in Gefühlen wie in Worten, sondern es besteht in Kraft. Gerade die Gemeinde zu Korinth, an die unser Apostel diese Worte schreibt, erhält von ihm das Zeugniß, daß sie reich sei an allerlei Gnadengaben, an Zungenreden und Weißagung, an Erkenntniß und Wunderkraft, und dabei stand es doch im höchsten Maß bedenklich um ihr Christenthum: über dem, was Gott an ihr gethan, vergaß sie, was sie selbst thun mußte. Weil aber die Gefahr so nahe liegt, daß wir jene seligen Augenblicke der innigsten Gemeinschaft mit Gott, des Ausruhens in seiner Liebe, die doch nur eine Gabe Gottes an uns sind, zum Maßstab unsres Christenstandes machen, daß wir den bunten Farbenschmuck der Blüten mit der Frucht verwechseln, die allein Gott an dem Baume sucht, darum stellt er auch in unsrem Leben, wie einst in dem des Paulus, neben die hohe Offenbarung den Pfahl im Fleisch.

Wie sollen wir das Wort verstehen? Ein Pfahl oder besser gesagt ein stechender Dorn macht Schmerzen. Also muß dem Apostel ein Schmerz widerfahren sein, der ihm zu heilsamer Demüthigung gereichte. Und dieser Dorn war in seinem Fleisch. Haben wir etwa an bestimmte Formen der Sünde zu denken, deren er nicht Herr zu werden vermochte, und die ihn beständig an die Schwachheit seines Fleisches erinnern sollten? Das gewiß nicht. Denn dann wäre ja dem Fleische gerade sein Wille gethan und der Dorn wäre nicht für sein Fleisch, sondern für seinen Geist



vorhanden gewesen. Und weiter: auf das Gebet wider die Faustschläge irgend einer Sünde, die ihm anklebte, sollte er die göttliche Antwort bekommen haben: „laß dir an meiner Gnade genügen“? Das ist ja eben das Werk der Gnade, daß sie die Sünde aus unsrem Leben fortschafft. Mit einer Sünde giebt es kein Markten und Handeln, ihr gegenüber auch kein Abwarten und sich Begnügen: ihre Macht muß gebrochen werden, alsbald und in jedem Fall gebrochen werden. Der Dorn im Fleisch muß also vielmehr ein Schmerz sein, der dem Fleisch, der niederen Natur des Menschen, zugefügt wird. So haben wir etwa an eine Krankheit zu denken? Aber kann eine Krankheit an sich den Menschen vor Ueberhebung wegen jener hohen Offenbarung bewahren? Das wäre doch nur möglich, wenn alle Krankheit, wie einst Hiobs Freunde meinten, ein Zeichen göttlicher Ungnade oder doch einer untergeordneten Stellung im Reiche Gottes wäre. Der Zusammenhang des ganzen Abschnitts, dem unser Text entnommen ist, weist uns auf den richtigen Weg. Derselbe handelt ausschließlich von dem Beruf, dem apostolischen Wirken des Apostels und den Leiden, die er auf seinen Berufswegen erdulden mußte. So wird also der Pfahl im Fleisch ein solches Uebel sein, das ihn an seinem Beruf hinderte, das ihn unfähig machte, so für das Reich Gottes zu wirken, wie er es gerne gewollt hätte. Wenn also der Pfahl im Fleisch etwa in einer Krankheit bestanden haben sollte, so hat Paulus nicht darum so schwer daran getragen, weil sie ihm körperliche Schmerzen machte, sondern weil das körperliche Leiden ihn hinderte seinem Amte zu leben, ihm die Frische und Freudigkeit, wohl gar die Möglichkeit des Wirkens zu rauben geeignet schien. Darum nennt er diesen Pfahl im Fleisch einen Satansengel, denn des Satans Werk ist es den Bau des Gottesreiches zu hindern, und das geschah durch jene Schwachheit seines Fleisches. Das also war die Demüthigung, die dem Apostel auf diese Weise widerfuhr: wenn jene hohe Offenbarung ihm etwa den Gedanken nahe legen wollte, daß er eine sonderliche Höhe einnehme, so mußte die Schwachheit seines Fleisches ihn immer wieder erinnern, wie wenig damit für sein Wirken im Dienst des Herrn, für das Gottesreich und dessen Wachsthum geleistet sei.

Und nun laßt uns in unser eignes Leben hineinschauen, ob nicht etwas von solchem Pfahl im Fleisch sich auch bei uns findet. Also nicht um eigentliche Sünden handelt es sich, die wir ablegen müßten und könnten, sondern um eine solche Schwachheit unseres Fleisches, das heißt unfres natürlichen Menschen, die wir gar nicht ablegen können, an der wir auch nicht schuldig sind, die vielmehr mit unserer Persönlichkeit oder unserer Lebensführung unabtrennbar zusammenhängt, die eben ein Leiden ist, das wir nach unserem natürlichen Menschen tragen müssen, das uns aber in unserem Beruf für das Gottesreich hindert. Denn einen solchen Beruf hat jeder von uns: in welcher Stellung wir uns auch befinden mögen, sie soll uns nicht nur ein irdischer Beruf sein, sondern in demselben und durch denselben sollen wir das Reich Gottes bauen, das als ein Sauerteig alle irdischen Verhältnisse durchdringen will. Wie der Apostel Petrus sagt, alles, was wir reden, das sollen wir reden als Gottes Wort, so sollen wir auch alles, was wir thun, thun als einen Gottesdienst, als ein Bauen an seinem Reich. Und wenn wir unser Leben so auffassen, haben dann nicht auch wir einen stechenden Dorn in der Schwachheit unfres Fleisches? Sehet, m. Br., es kann niemand von uns längere Zeit in irgend einem Lebensverhältniß stehen, ohne daß er sich bewußt würde, wie er nach vielen Seiten seinem Berufe nicht so zu genügen vermag, wie er gern möchte, und wie er müßte. Das hat ja oft genug seinen Grund in unsrer Sünde, in der Untreue die wir uns zu Schulden kommen lassen, — daß wir hier thun, was wir nicht thun dürfen, und dort nicht thun, was wir thun sollen. Aber wenn wir auch einmal von dem allen absehen, so müssen wir uns doch gestehen: es bleibt etwas übrig, was wir zu ändern nicht im Stande sind, weil es mit der ganzen Art unfres Seins, mit unsrer Persönlichkeit nach ihrer natürlichen Bestimmtheit verwachsen ist. Wir stehen da vor den Schranken, welche unsre Natur, d. h. unser Fleisch, mit sich bringt. Krankheit des Leibes ist wohl eine Form solcher Schranken, aber auch nur eine einzelne Form. Da möchten wir so gern Zeugniß ablegen von dem Reiche Gottes und seiner Kraft, von der wir etwas geschmeckt haben: aber der, dem wir gegenüber stehen, fühlt sich von vorn herein

zurückgestoßen durch die Ecken unseres Charakters, durch die ganze Art, wie wir uns geben, und in die er sich nicht finden kann. Oder wir möchten so gern warm und voll aussprechen, was in unserm Innern lebt: aber wir merken bald, es kommt alles so ganz anders, so abgeblaßt, so kalt heraus, daß wir uns selbst kaum darin wiederzuerkennen vermögen. Und wieder ein ander Mal möchten wir so gern mit aller Kraft und Energie wirken: aber es ist, als wenn unsrer Seele die Schwungfedern fehlten, wir fühlen uns so matt und so müde, so innerlich gebrochen, daß auf all unserm Thun und Reden es wie ein Bann und Druck liegt. Fassen wir das alles und was dem ähnlich ist, zusammen: so ist es die Schwachheit unsres Fleisches, die uns am Wirken für das Reich Gottes hindert. Je glühender wir aber wünschen ihm zu dienen, je mehr wir es als unsern Beruf erkennen alles, was wir haben, ihm zu Füßen zu legen, mit dem uns anvertrauten Pfund nach Möglichkeit zu wuchern, um so mehr werden uns solche Hemmungen unsres Wirkens, um so mehr werden diese Schranken unsres Könnens, diese Schwachheit unsres Fleisches ein stechender Dorn für uns.

Aber eben dieses Gefühl unsrer Unzulänglichkeit und Schwäche ist der Untergrund, auf dem sich die Herrlichkeit der göttlichen Gnade entfaltet, und zwar will sie sich sowohl an uns als durch uns verherrlichen. Zunächst an uns, d. h. in jenen dunklen Führungen liegt ein Segen für uns selbst beschlossen. Das ist der erste: wenn wir je in Gefahr kommen uns zu überheben wegen dessen, was wir am innern Menschen gewonnen zu haben meinen, wenn je die Stunden jener hohen Offenbarungen in uns den Gedanken erwecken möchten, daß es doch um unser Christenthum trefflich stehe, hier ist das Gegengift. Die Schwäche dessen, was wir leisten, dämpft jeden solchen Hochmuth und macht, daß wir doch immer wieder elend und jämmerlich, arm, blind und bloß vor unserem Gott erscheinen müssen. Und damit steht der zweite Segen in Verbindung. Der Apostel erhielt auf sein Gebet die Antwort: laß dir an meiner Gnade genügen. Wenn er trauern wollte über die Hindernisse seines Wirkens, die in ihm selber lagen, über die Schranken seines Könnens, seiner Kraft, seiner

Leistungen : das stillte die Trauer „meine Gnade genügt.“ Denn das wollte sagen: wie er sich nicht messen soll an den Stunden seliger Erfahrungen, soll er sich auch nicht messen an den in seinem Fleisch liegenden Schranken seiner Wirksamkeit, denn beides giebt nicht den Ausschlag für sein Heil: seine Seligkeit ist das einzige; das noth thut, und sie hängt weder an dem großen oder geringen Maß seliger Gefühle noch an dem großen oder geringen Maß des Könnens, sondern ist einzig und allein das Werk der Gnade Gottes. Nicht was er genießt im Reiche Gottes, und nicht was er thut für das Reich Gottes, soll er ins Auge fassen, sondern allein das Erbarmen, das nicht nach unfrem Verdienst und nicht nach unsrer Schuld, nicht nach dem Maß unserer geistlichen Freude und nicht nach dem Maß unfres geistlichen Leids uns richten wird, sondern das ganz absieht von dem, was wir sind oder nicht sind, und um unfres Gottes unergündlicher Liebe willen uns alles schenkt, was noth ist. „Was alles ist, taugt nicht vor deinen Augen, was nichts ist, hast du, großer Gott, recht lieb.“ Das ist das Reichsgesetz unseres Gottes, und darum gilt es immer mehr in die Demuth hinabzusteigen, und wenn der Pfahl im Fleisch uns gesendet wird, die Treue dessen dankbar zu preisen, der uns dadurch vorbereiten will, daß wir selbst nichts und er uns alles wird.

Aber es ist nur die eine Seite, daß die Gottesgnade sich an uns in der Schwachheit unseres Fleisches verherrlichen will; sie will sich auf diese Weise auch durch uns verherrlichen. Das ist der Inhalt des Worts: denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig, oder getreuer übersetzt: in der Schwachheit kommt die Kraft zu ihrer Vollendung, da erweist sie sich in ihrer ganzen Stärke. Was das heißt, laßt uns zunächst an dem Herzog unsrer Seligkeit selbst lernen. Auch bei ihm dürfen, müssen wir von Schwachheit des Fleisches reden und diese Schwachheit hat in seinem Sterben ihren Gipfelpunkt erreicht. „Er ist gekreuzigt in Schwachheit“, schreibt unser Apostel. Aber gerade an seinem gebrochenen Leib ist seine Gotteskraft offenbar geworden, ja grade da erweist sie sich in ihrem Vollmaß. Nehmen wir einmal an, der Herr wäre nicht am Kreuz gestorben, sondern wäre vom Berge

das  
iger  
nem  
zieht  
zige;  
igen  
Maß  
nade  
was  
dern  
nicht  
eude  
wird,  
ind,  
alles  
nen  
Das  
mer  
im  
sen,  
uns  
an  
sie  
ist  
ehen  
die  
zen  
rer  
von  
in  
in  
ge-  
da  
der  
erge

der Verklärung in seine Herrlichkeit zurückgekehrt. Was wäre er dann für uns Menschen gewesen? Ein schöner Stern, der am Himmel aufgeht, um bald wieder zu verschwinden, eine Erscheinung, wie die des Engels, der den Vätern erschienen war. Wenn der Apostel von dem Herrn rühmt, daß er Gnade und Wahrheit offenbart hat: nun, die Wahrheit möchte der Herr auch dann gebracht haben, aber nimmermehr die Gnade. Deren Macht ist erst in seinem Kreuzestode offenbar geworden, als eine Gottesmacht, die den Tod überwindet und die Starken sich zum Raube nimmt. Wenn der Herr den Namen empfangen hat, der über alle Namen ist, wenn in seinem Namen sich aller Kniee beugen, wie ist es geschehen? Durch seinen Tod. Die ganze Schaar der Vollendeten im Licht, — im Blute des Lammes, heißt es, hat sie ihre Kleider helle gemacht. Was uns niederzieht in den Staub vor ihm, was mitten in einer vom Zweifel und Unglauben durchsetzten und zerfressenen Welt uns im Glauben festhält, was aus aller Anfechtung uns immer wieder zurechtbringt, was das sichere Fundament unseres Trostes, unsres Friedens, unsrer Hoffnung ist: es ist allein und ausschließlich die Macht, die in dem Sterben Christi sich offenbart. Wunder um Wunder hatte er gethan in den Tagen seines Erdenlebens, aber sie hatten ihm geantwortet: er treibt die Teufel aus durch Beelzebub; Tag um Tag hatte er an seinen Jüngern gewirkt, aber als der Hirt geschlagen ward, zerstreuten sich die Schafe der Herde und keiner seiner Jünger blieb ihm treu. Alle Macht, die von ihm ausgeströmt war, vergeblich. Nun aber wird er gekreuzigt in Schwachheit, nun wird er der Allerachtetste und Unwerteste, und da wird eben diese vollendete Schwachheit die Macht, die nach dem Wort des Dichters die Weltgeschichte aus ihren Angeln hebt und den Strom der Zeiten in ein neues Bette lenkt. Ja, es hat sich an ihm bewährt: in der Schwachheit kommt die Kraft zu ihrem Vollmaß, auf dem dunklen Untergrunde der Schwachheit zeigt sich erst, was sie vermag. Und wie bei dem Herrn, so stand es bei Paulus. „Ihr wisset,“ schreibt er an die Galater, „daß ich euch in Schwachheit nach dem Fleisch das Evangelium gepredigt habe.“ Er hätte sich nicht wundern können, meint er, wenn sie bei dem Zustande der Gebundenheit,

in dem sie ihn sahen, ihn verachtet und verschmäht, ihn „ausgespicien“ hätten. Aber das ist nicht geschehen, im Gegentheil, sie haben ihn aufgenommen wie einen Engel Gottes, ja wie Jesum Christum selber. An ihm nichts als Schwachheit, aber eben in dieser Schwachheit offenbart sich um so leuchtender die Gottesmacht, die trotz aller äußeren Hindernisse doch seinem Worte die Kraft giebt, Herzen zu gewinnen und Seelen selig zu machen. Darum schreibt der Apostel: wir haben solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwängliche Kraft sei Gottes und nicht von uns; das irdene Gefäß ist die Schwachheit seines Fleisches, aber in derselben doch die Gotteskraft, die grade in solchem Gefäß sich in ihrer ganzen Herrlichkeit darstellt. Und so ist es in der ganzen Christenheit geblieben. Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle, sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, und das da nichts ist, daß er zu nichte mache, was etwas ist. Und durch diese unansehnliche Schaar hat es Gott wohlgefallen die Welt ihm zu Füßen zu legen und allerwege sein Reich durch Davids Schlander gebaut und nicht durch Goliaths Harnisch. Und hat sich das nicht auch an uns immer wieder bewahrheitet? Wenn wir je der Meinung waren durch unsere Gaben, durch die Macht unserer Person, durch irgend etwas, das zu unserer natürlichen Ausrüstung gehört, etwas für das Gottesreich leisten zu können: das Wort ist leer zurückgekommen. Aber wo wir uns unsrer Schwachheit am allermeisten bewußt waren, wo wir gar nicht an die Möglichkeit einer Wirksamkeit glaubten, wo wir gradezu das Gefühl der Niederlage hatten: da that sich uns eine weite Thüre auf. Denn da trugen wir das Sterben des Herrn Jesu an unserm Leibe und darum wurde auch sein Leben an uns und durch uns offenbar und es flossen Ströme des Lebens von unserer Schwachheit aus, auf daß die überschwängliche Kraft sei Gottes und nicht von uns. Darum wollen wir mit David es unser Lösungswort sein lassen: ich will noch immer geringer werden, und mit unserem Apostel triumphirend sprechen: ich will mich am allertliebsten meiner Schwachheit rühmen, auf daß die Kraft Christi bei mir wohne. Denn nicht das ist der Triumph des Christenthums in diesem Leben, daß die Schwachheit

des Fleisches aufhört, im Gegentheil muß der äußere Mensch immer mehr schwach werden, immer mehr verwesen, sondern darin besteht jener Triumph, daß in demselben Maß, als wir schwach werden, die Macht des Lebens Jesu und der Gottesgnade in ihm sich uns offenbaren kann, bis einst sich das Wort an uns erfüllt, daß die Schwachheit um und an wird von uns sein abgethan. Denn es wird wohl gesäet verweslich — und grade das Verwesen unseres äußeren Menschen ist diese Saat —, aber es wird auferstehen unverweslich; es wird gesäet in Schwachheit, aber es wird auferstehen in Kraft. Darum, ob wir noch schwach sind nach dem Fleisch, oder ob dieser Fleischesleib hinter uns liegt: hienieden und droben bleibt eins nur unsere Zuversicht und unsre Seligkeit: von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. In diese Gnade wollen wir uns betten auf den lichten Höhen und in den dunkeln Tiefen unseres Lebens und auch unter den Faustschlägen des Satansengels sprechen: wenn ich auch gar nichts fühle von deiner Macht, du führst mich doch zum Ziele auch durch die Nacht. Amen.

## Der Bußkampf des Jakob.

### Bußtag.

Tod, Sünde, Leben und Gnad',  
alles in Händen der Herr hat;  
er kann erretten  
alle, die zu ihm treten. Kyrie eleis.

Text: 1. Mosis 32, 23—31.

Jakob blieb allein. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröthe anbrach . . . Und er sprach: laß mich gehen, denn die Morgenröthe bricht an. Aber er antwortete: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Er sprach: wie heißest du? Er antwortete Jakob. Er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heißen sondern Israel, denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen . . . Und Jakob hieß die Stätte Pniel; denn ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen. Und als er vor Pniel überkam, ging ihm die Sonne auf.

Der Glockenhall, der mit seiner ernsten Majestät das unruhige Treiben der täglichen Arbeit heute durchbrochen hat; der

Trauerschmuck, in welchen sich die Christenheit heute gekleidet hat wie sonst nur in der Leidenszeit des Herrn; das Kyrie eleison, das erschütternd aus jeder Zeile des mächtigen Liedes „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen“ gen Himmel dringt, das wir soeben angestimmt haben; das Texteswort endlich, das von dem angstvollen Ringen einer schuldbewußten Menschenseele in den Schauern des göttlichen Gerichtes redet: das alles läßt den einen Ruf an uns ergehen — Buße. Es ist jedesmal ein eigenthümliches Gefühl, das uns durchbebt, wenn wir dieß Wort vernehmen: es hat etwas an sich von dem harten, strengen Ernst des Predigers in der Wüste mit dem härenen Gewande, von einem Schwerte, das durchdringt, bis daß es scheidet Seele und Leib, Mark und Bein. Denn es ruft uns fort von der Lust und dem Leid, von den Arbeiten und den Erquickungen dieser Welt und stellt uns vor das Angesicht des allheiligen Gottes. Aber grade darum gehört die Buße zu den grundlegenden Stücken des ganzen Christenthums, ja wir können sagen, sie ist das allererste Stück desselben. Ist Buße doch das erste Wort, das uns an der Schwelle des Neuen Testaments im Munde des Täufers begegnet, und auch der Herr selbst begann seine Wirksamkeit mit demselben Ruf: thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Und der Ruf zur Buße war wiederum das erste Lebenszeichen der Kirche, als sie nach langen Jahrhunderten der Verderbniß sich auf sich selbst befaß. Denn an jenem 31. October, an welchem die evangelische Kirche zur Welt geboren wurde, lautete die erste der Thesen Luthers: wenn unser Herr und Heiland Jesus Christus spricht „thut Buße“, so will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen eine stete oder unaufhörliche Buße sein soll. Und aus demselben Grunde fängt in weiten Landen die evangelische Kirche jeden ihrer Gottesdienste mit dem bußfertigen Sündenbekenntniß der versammelten Gemeinde an. Aber diese Buße, welche als die enge Pforte uns den Eintritt in das Himmelreich eröffnet, ist es nicht, von der die Geschichte unseres Textes redet. Der Patriarch, dessen Bild sie uns vorführt, hatte längst den Bund mit dem Gott seiner Väter geschlossen: lange Jahre war es her, daß er im Traum den Himmel offen und die Engel Gottes zu ihm her-



niedersteigen sah. Und doch werden wir den innersten Kern der Geschichte, die sich zu Pniel zugetragen hat, kaum in ein anderes Wort zusammenfassen können, als daß es ein Bußkampf gewesen sei, den der Patriarch dort bestanden habe. Auch die Buße hat ihre Stufen wie der Glaube, sie hat sogar dieselben Stufen wie der Glaube, beide gehen fortwährend Hand in Hand. So giebt es demnach im Leben des Christen einen Fortschritt in der Buße und eine Gestalt derselben, die nicht zu den Anfängen der christlichen Entwicklung gehört, sondern die wir eher als die unmittelbare Vorstufe zur Vollendung seines Glaubenslebens bezeichnen könnten, und die ihr Vorbild am Jabbots-Kampf des Jakob hat. Sie läßt uns heute betrachten, indem wir

das Pniel des evangelischen Christen

zum Gegenstand unserer Andacht machen. Wir sehen zuerst auf den gebotenen Kampf, sodann auf den verheißenen Sieg.

An der Grenze des gelobten Landes finden wir den Patriarchen. Zwanzig Jahre sind es, daß er die Heimath nicht gesehen. Zwanzig Jahre: welche Veränderung können sie bewirken in einem Menschen, — welche Veränderung haben sie in ihm gewirkt. Ist das ganze menschliche Leben eine Schule, wahrlich, die Schule, in die Gott den Jakob gesendet hatte, war schwer genug gewesen. Geflohen war er dereinst aus dem Elternhause, weil er mit den Waffen der Hinterlist seinem Bruder das Recht der Erstgeburt, den Segen des Vaters entwendet hatte. Aber womit er gesündigt hatte, damit war er gestraft: Jahr für Jahr hatte er kämpfen müssen gegen die Hinterlist seines Schwiegervaters, erst um seine Weiber, dann um den bedungenen Lohn für seine Dienste. Und auch jetzt hatte er nur durch heimliche Flucht sich ihm entziehen und die alte Heimath wieder erreichen können. Aber diese Schule Gottes war an ihm nicht vergeblich gewesen. Als er einst vor dem Zorn seines Bruders hatte fliehen müssen, da hatte er zum ersten Mal gelernt seine Kniee vor dem Gott seiner Väter zu beugen. Aber wie viel Bekehrtheit, wie viel Sünde war doch in jenem Gebet gewesen! „So Gott wird mit mir sein, hatte er gesprochen, und mich behüten auf meinem Wege und mich mit Frieden wieder zu meinem Vater bringen, so soll

der Herr mein Gott sein.“ Ist es nicht, als wollte er ein Kaufgeschäft, einen Tauschhandel mit dem Gott eingehn, der niemandes bedarf, süntemal er selbst Leben und Odem allen Menschen allenthalben giebt. Aber der Gott, der den glimmenden Docht nicht verlöschen und das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen will, hatte mit seinem allwissenden Auge auch unter allen Decken und Hüllen der Unwissenheit und Verkehrtheit doch das Sehnen eines bangen Menschenherzens nach ihm erkannt und das Gebet gnädig angenommen. Und wie anders war es nun mit dem Patriarchen geworden! Da er jetzt aus der Fremde in die alte Heimath zurückgekehrt ist, fällt sein Blick auf die Kinder, die Gott ihm gegeben, auf die Reichthümer, die er erworben hat, und in tiefster Bewegung seines Herzens bricht er in das Wort aus: ich bin viel zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knecht gethan hast. Da ist nichts mehr von einem Kaufgeschäft zu spüren, vielmehr mußte von diesem Worte der Duft wahrhaftiger Demuth als ein Rauchopfer aufsteigen Gotte zum süßen Geruch. Wenn nun aber doch das Wesen der Buße darin besteht, daß der Mensch absteht von allem eigenen Verdienst, aller eigener Vortreflichkeit, und Glück, Heil, Gnade, Segen, Friede, — alles, alles nur von der freien Barmherzigkeit Gottes erwartet und durch jede Gabe seines Gottes sich tief gedemüthigt und beschämt fühlt: nicht wahr, dann hatte Jakob Buße gethan. Was sollten wir also nun anders erwarten, als daß der ganze Strom göttlicher Freundlichkeit und Leutseligkeit sich über ihn ergießen, daß nun das theuer werthe Wort der Verheißung sich an ihm erfüllen werde: ich will ihnen ihre Missethat vergeben und ihrer Sünden nicht mehr gedenken; ob eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden. Ja, das sollte man erwarten, und wie kommt es so ganz anders!

Jakob hört, daß sein Bruder Esau mit vierhundert Gewaffneten ihm entgegen ziehe. Augenscheinlich erschüttert ihn die Nachricht bis in die Tiefen seines Gemüths: er ist völlig geknickt. Die Gewalt der inneren Erregung schließt ihm den Mund gegen alle, auch gegen Weib und Kind; er muß allein sein, darum geht er über die Furth des Jabbof. Aber dort in der Einsamkeit ent-

bre  
ar  
es  
als  
sie  
tig  
Se  
Le  
ha  
Da  
flo  
Ar  
jen  
Gi  
län  
gle  
fäl  
Di  
jell  
Ein  
me  
ein  
Lir  
vor  
D,  
an  
eig  
W  
üb  
der  
der  
alt  
er  
vo  
ser

brennt ein heißer, schwerer Kampf in dem Innern des Patriarchen. „Du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft“, so heißt es nachher. Mit Menschen? Wer soll das sein? Niemand anders als sein Bruder Esau. Jahrzehnte sind vergangen, aber als wäre sie an demselben Tage geschehen, so klar, so deutlich, so überwältigend stellt sich ihm die alte Schuld gegen seinen Bruder vor die Seele, und eben diese alte Schuld, das fühlt er, kann sein ganzes Lebensglück zerstören. Was aber Jakob damals durchlebte, das haben viele Tausende ihm seitdem nacherlebt. Da hatte einst David am Hause des Urias gesündigt. Jahre sind seitdem verflossen; längst hat das drohende Wort des Propheten sich in die Ankündigung der göttlichen Vergebung verwandelt, längst hat er jenen großen Bußpsalm gesungen: Gott sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünde nach deiner großen Barmherzigkeit, längst in jenem andern Psalm den Mann selig gepriesen, dem gleich ihm die Missethat vergeben und die Sünde bedeckt ist. Da fällt Absalom von dem Vater ab und strebt nach dessen Krone. Die Schlacht hat gegen den misrathnen Sohn entschieden, dieser selbst den Tod von Joabs Hand gefunden. Da sucht David die Einsamkeit auf; kein Trost will bei ihm hasten. „Mein Sohn, mein Sohn, wollte Gott, ich wäre für dich gestorben“, das ist das einzige Wort, das sich wieder und wieder von den sonst stummen Lippen löst. War das nur der Schmerz der Vaterliebe, die selbst von dem Kinde der Sorge und des Kammers nicht lassen kann? O, es hatte wohl einen tieferen Grund. In dem, was sein Sohn an ihm gethan, sieht David das Spiegelbild und die Strafe seiner eignen, längst bereuten Schuld. Mit furchtbarer Genauigkeit hatte Absalom dasselbe, was David einst an dem Hause des Urias verübt hatte, an dem Hause des Vaters gethan. Man kann es noch der biblischen Erzählung abfühlen, wie in jenen schweren Jahren der eigentliche Nerv des Schmerzes für den König war, daß in der Schuld seines Sohnes er sich selber schuldig fühlte, daß die alte, längst begrabene Schuld nun wieder in ihm aufwacht und er in der Sünde seines Sohnes den Schatten des todten Urias vor sich sieht. Und was hier im Leben des David und in unserem Text in dem Leben des Jakob auf den Blättern der Schrift

offenbar vor aller Augen steht, wie oft, wie oft ist es aufgezeichnet auf den geheimen Blättern jedes Menschenlebens, jedem Auge unsichtbar, nur dessen nicht, der es selbst an sich erfährt. Es gehört zu dem Erschütterndsten in der göttlichen Weltregierung, wenn man sehen muß, wie genau, wie entsetzlich genau Gott in seinen Gerichten die sündigen Stellen zu treffen weiß, oft dann erst trifft, wenn wir die Wunde längst geschlossen meinten. Lasset es euch an einem einzelnen Beispiel klar machen. Längst ist die Schuld der Jugend vergessen und der Grabeshügel hat sich schon über dem erblichenen Haupt der Eltern gewölbt, welche das Kind einst betrübt hatte; aber siehe, an den eignen Kindern erlebt der Mensch genau dieselbe Sünde, die er einst begangen hatte, und das ist in dem Schmerz des Elternherzens der geheime, tiefste, verwundendste Stachel: es ist eigentlich deine Schuld, die so sich rächt. Ein andrer Fall. Vielleicht haben wir einmal, wie damals Jakob, mit dankerfühltem Auge den Segen überschaut, der unser Leben durchzieht; vergessen ist das Leid der Vergangenheit im Angesicht des Guten, das die Gegenwart uns bescheert, und froh sehen wir der Zukunft entgegen: grade da bricht wie mit einem gewaltigen Schläge das ganze Gebäude unsres Glücks zusammen. Es ist, als ob mit einem Mal aller Segen von uns gewichen wäre, als ob der Boden unter unsren Füßen wiche, als ob alles um und in uns ins Schwanken gerieth. Und fragen wir nach dem tiefsten Grund von dem allen: es sind die lang hingezogenen Schatten alter, längst verjährter Schuld, die unser Lebensglück vernichten. Dann taucht, wie vor Jakob die Gestalt seines Bruders, an dem er gesündigt hatte, auch vor unsrer Seele die alte Sünde wieder auf, und in solchen Stunden gehn auch wir über den Jakob, um allein zu sein. Wir wollen, wir müssen allein sein. Einer der sinnigsten Dichter, die unser Volk gehabt hat, — es ist Novalis, uns allen bekannt durch sein Lied „wenn ich nur ihn habe“, — hat das tiefe Wort ausgesprochen: es muß einmal das treuste Herz verwaisen. Was das heißt, das erfahren wir in den Tagen des Selbstgerichts über alte Schuld. Da wird unsre Lippe verstiegelt: wie Jakob Weib und Kind gegenüber stumm wird, so dann auch wir. Und in solcher Einsamkeit hebt der Jakobskampf an.

Denn merket wohl: das alles ist erst der Anfang. „Du  
 hast mit Menschen und mit Gott gekämpft.“ Der Apostel  
 Paulus hat einst, um die Nöthe seines Lebens zusammenzufassen,  
 das Wort gesprochen: auswendig Streit, inwendig Furcht. Aus-  
 wendig Streit, das heißt mit Menschen kämpfen; inwendig Furcht,  
 das heißt mit Gott kämpfen. Blicken wir noch einmal in das  
 Leben des David. Als die gewaltige Bußpredigt Nathans sein  
 Herz aus dem laugen, dumpfen Schlaf der Sünde aufgerüttelt  
 hat, bricht er in die Worte aus: an dir allein habe ich gesündigt  
 und übel vor dir gethan. An dir allein: und doch hatte er ja  
 zunächst an Urias, an Bathseba gefrevelt. Aber nicht die blutige  
 Leiche des Urias, nicht das demselben gestohlene Weib ist es,  
 was sein Herz am tiefsten erschüttert. Das alles tritt zurück  
 gegenüber dem Zorn des lebendigen Gottes, der auf ihm lastet.  
 Sehet, das war derselbe Kampf, wie ihn hier Jakob durchzuringen  
 hat. Die Schuld gegen seinen Bruder im tiefsten Grunde eine Schuld  
 gegen Gott, was Menschen ihm thun können, nur die Ruthe des  
 göttlichen Gerichtes über ihm. Und eben dies Gefühl „an dir  
 allein habe ich gesündigt“ ist die wahre Buße. Aber in dieser Form  
 findet sie sich nicht in den Anfängen des christlichen Lebens. Das  
 ist die gewöhnliche Entwicklung, daß der Mensch zuerst an den  
 irdischen Folgen der Sünde lernt sie zu bereuen, daß er des  
 Propheten Wort an sich erfährt: also mißst du inne werden und  
 erfahren, daß es eitel Jammer und Herzeleid bringt den Herru  
 deinen Gott verlassen und ihn nicht fürchten. Zu zweit sieht er  
 dann auf die ewigen Folgen seiner Sünde und möchte ihnen ent-  
 gehen. Erst nach langer Erfahrung lernt er ganz abzusehen von  
 allen und jeden Folgen der Sünde und nur mit seinem Gott  
 zu rechnen; aber einmal muß es dahin kommen. Was im tiefsten  
 Grunde wie den Christen überhaupt vom Nichtchristen, so auch  
 die einzelnen Stufen der christlichen Entwicklung von einander  
 scheidet, das ist die Art, wie man mit der Sünde rechnet. Daß  
 wir mannigfach gegen Andere Unrecht thun, daran zweifelt nie-  
 mand; daß wir das göttliche Gebot oft übertreten, auch das weiß  
 jeder. Aber was das Wesen der Buße in ihrem tiefsten Sinn  
 ausmacht, das ist nicht das Gefühl gegen Gottes Gebot ge-

sündigt zu haben, sondern der Gemeinschaft mit Gott selbst verlustig zu sein. Daß die Sünde eine Scheidewand zwischen mir und ihm aufrichtet, daß sie mich loslöst von ihm, der einzigen Quelle alles Lebens und aller Seligkeit, daß es die einzig wahre Verdammniß ist von ihm sich fern zu fühlen: das nicht nur zu wissen, das durchzukosten in eigener bitterer Erfahrung, das heißt den Jakobskampf kämpfen, das heißt Buße thun.

„Du hast mit Menschen und mit Gott gekämpft und bist obgelegen.“ Es ist ein wunderbares Wort: der Mensch, Staub vom Staube, Sieger im Kampf wider den Allmächtigen, das Geschöpf wider den Schöpfer, der Thon wider den Töpfer! Und dennoch trägt grade dieser furchtbarste Kampf, der das Innere des Menschen zerreißen kann, die Bürgschaft des Sieges in sich selbst. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“: das ist das entscheidende Wort, die Waffe, die den Sieg gewinnt. „Ich lasse dich nicht.“ Also trotzdem daß Gott sein Angesicht verstellt, trotzdem daß nur das Gefühl seines Zornes die Brust des Patriarchen erfüllt, doch nur der eine Wunsch in ihm nach eben diesem Gott. Hat der Psalmfänger einst das Wort gesprochen: wo soll ich hinflehen vor deinem Angesicht? — der Patriarch will nicht fliehen. Heißt es in demselben Psalm: nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, — der Patriarch wünscht sich solche Flügel nicht. „Ich lasse dich nicht,“ aus dem Wort klingt uns ein ähnlicher Ton entgegen wie aus jenem Bekenntniß: wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und nach Erde, und ob mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch meines Herzens Trost und mein Theil. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Also nicht die Errettung von seines Bruders Hand, die im Anfang des Kampfes dem Patriarchen am Herzen lag, ist nun noch das Ziel, das er vor Augen hat; alles irdische Leid und alles irdische Gut ist vergessen, wenn er nur den Segen Gottes gewinnt. Alles Segnen weist in die Zukunft und von dem ersten Segen, den Gott über die Menschen aussprach, bis zu dem letzten hin ist der tiefste Inhalt alles Segens die Gemeinschaft mit Gott. Sie ist auch im letzten Grunde das Sehnen des Patriarchen wie das Sehnen aller Menschenherzen. Wie nennen wir

man diese Herzensstellung, die alles Irdische vergißt, um sich nur anzuklammern an Gott, die ohne ihn nichts und mit ihm alles hat, was der Mensch sich wünschen kann? Sie heißt Glaube, — der Glaube, der seinen Anker ins Inwendige des Vorhangs, d. h. in die unsichtbare Welt einsetzt. Und das, Gemeinde Jesu Christi, ist das tiefste Wesen der evangelischen Buße, daß sie hervorstrebt aus dem Glauben und auf der einen Seite in demselben Maße ernster, auf der andern Seite in demselben Maß siegreicher wird, als der Glaube sich vertieft. Sie wird in demselben Maß ernster: denn je mehr mein Gott mir der einzige Gegenstand meines Sehns, der einzige Maßstab meines Urtheilens, der einzige Inhalt meiner Liebe und Hoffnung wird, um so schneidender empfinde ich den Gegensatz, in den mich die Sünde zu ihm bringt, um so schärfer wird mein Auge für alles, was nicht aus ihm geboren ist, um so schwerer trage ich an meiner Schuld. Es ist Buße, wenn ich die Heiligkeit Gottes scheue und mich vor seinem gerechten Gericht fürchte; aber es ist ein viel furchtbareres inneres Ringen, das entsteht, wenn ich die Liebe Gottes meines Erlösers kennen gelernt habe, der mir zu gut seines einzigen Sohnes nicht verschont hat sondern ihn auch für mich in den Tod gegeben, und nun doch mir bewußt bin, durch meine Sünde diese Liebe und grundlose Barmherzigkeit Gottes mit Füßen getreten zu haben. Darum, je weiter im Glauben, desto drückender die Ketten der Sünde. Keine Wunde brennt so heiß wie das Bewußtsein Liebe von sich gestoßen und gekränkt zu haben. Da kann ein Jakobskampf in der Seele entbrennen, in dessen Angst sich alles Ringen der Seele zusammenzieht in einen Nothschrei des inwendigen Menschen, der, wenn er hörbar wäre, Himmel und Erde in Bewegung setzen könnte. Aber grade wenn dieser Bußkampf aus dem Glauben hervorstrebt, hat er in diesem Glauben die Verheißung des Sieges. Denn mitten aus allem inneren Ringen tönt dann das Wort hervor: ich lasse dich nicht, ich kann dich nicht lassen, du mußt mich segnen, mußt mir helfen. Und dieser Glaube ist nicht nur der Sieg, der die Welt in uns überwindet, sondern auch der Sieg, der Gott selbst überwindet, wenn er sein Angesicht gegen uns verstellt. Einen Jakobskampf

kämpfen, das heißt sich hindurchbringen von Glauben zu Glauben, das heißt in Kraft des Glaubens niedertreten alle Anfechtungen des bösen Gewissens, überwinden das Gefühl der Schuld und des Zornes des heiligen Gottes, das heißt sprechen: wenn lauter Nein erscheint, ist lauter Ja gemeinet, und hindurchbringen von dem Angesicht des Richters zu dem Angesicht des Vaters, der dem verlorenen Sohn entgegensteht und ihn mit liebevollem Arm umfängt, das heißt von dem Ruf „ich lasse dich nicht“ zu der seligen Gewissheit gelangen „du läßt mich nicht, kannst mich nicht lassen“.

Wenn nun aber dieser Kampf, den wir im Bewußtsein unserer Schuld gegen Gott und Menschen zu führen haben, in der Macht des Glaubens zum Siege geführt ist, was giebt er uns für einen Ertrag? Zwei Stücke nennt uns unser Text. Das eine ist der neue Name, den Jakob empfängt, das andere das Bekenntniß, in das er ausbricht: ich habe den Herrn gesehen und meine Seele ist genesen. Auch das Neue Testament weiß von einem neuen Namen. So spricht der Apostel Paulus von dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens: „er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz; darum hat ihn auch Gott erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.“ Also hervorgegangen ist dieser neue Name, der Name Jesu als des Herrn, dem sich alle Kniee beugen sollen, und zu dem sich alle Zungen bekennen sollen, der Name des Erlösers von Sünde, Tod und Hölle, aus dem Dunkel von Gethsemane und Golgatha. Auch im Leben des Paulus gab es eine Stunde, die ein Nachbild von dem Jakobskampf am Jabbob war: den Tag von Damaskus. Auch er hat damals einen neuen Namen empfangen, denn aus einem Saulus ward ein Paulus, aus dem Sohne Abrahams ein Gotteskind. Aber der Weg zu dem neuen Namen waren jene Stunden, da sein Auge unnuhtet war und er nicht aß und nicht trank. Und so ist's auch bei uns. Im Brausen der Stürme kündigt sich der Frühling an, und so keimt auch jeder Fortschritt des neuen Lebens aus Kämpfen und Stürmen hervor. Die Stunden der Buße sind die Geburtswehen eines neuen Lebens. Das ist das Geheimniß des Christenthums, daß in dem Kreuz des Herrn mit der Schuld der



Sünde zugleich die Macht der Sünde hinweggenommen ist. Und das ist das Geheimniß des Christenlebens, daß mit dem Kampf wider die Schuld der Vergangenheit zugleich die Macht der Sünde auch für die Zukunft bei uns gebrochen wird. In diesem Sinne wird uns in diesem Kampf ein neuer Name gegeben. Der neue Name, den Jakob empfing, war ja nicht ein bloßes Wort, sondern er war das Zeichen, daß nun die alte Jakobs-Natur mit ihrer Hinterlist und ihren Ränken hinter ihm lag und aus ihm ein neuer Mensch geworden war. Und so wird auch bei uns mit jedem solchen Kampf ein Stück des alten Menschen nach dem andern gebrochen, und je ernster und schwerer der Kampf war, desto gründlicher und entschiedener, und statt dessen wird in uns der neue Mensch geboren und wir hören nach jedem solchen Kampf die selige Gewißheit durch unsere Seele tönen: ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein, und auch wir können nach solcher Stunde der Buße bekennen: ich habe den Herrn gesehen. Offenbart hatte sich der Gott seiner Väter dem Jakob auch schon vorher manchmal und in mancherlei Weise, aber das alles verschwindet ihm gegen die Offenbarung dieser Nacht. Und auch uns allen hat sich Gott manches Mal offenbart, wenn wir in der Noth oder im Segen unsres Lebens seine Fußstapfen erkannten. Aber sein Angesicht, seine ganze, vollste, herrlichste Offenbarung, zeigt er uns doch erst dann, wenn wir den Jakobskampf gekämpft, d. h. mit der Macht der Sünde gerungen und im Glauben sie bezwungen haben, und zeigt sie uns nur in dem Maß, als wir es gethan haben. Auch für uns giebt es keinen Oftermorgen ohne das Dunkel des Karfreitags. Der Jakobskampf bildet mit seiner Nacht und seinem Sonnenaufgang das Ende einer langen Schule, durch die der Patriarch gegangen war, und so steht auch sein Abbild in unserem Leben nicht am Anfang unsrer christlichen Entwicklung. Schwache Anfänge dazu giebt es zu aller Zeit, aber in seiner vollen Schwere und mit seinem vollen Segen kann er erst dann zu Stande kommen, wenn das Glaubenswort „ich lasse dich nicht“ zur vollen Macht in uns geworden ist.

„Ich habe Gott von Angesicht gesehen, spricht Jakob, und meine Seele ist genesen,“ — wörtlich übersetzt: mein Leben ist

gerettet. Es ist die freudige Verwunderung damit gekennzeichnet, daß der Patriarch am Leben geblieben ist, obwohl er die heilige Majestät Gottes geschaut hat, dem selbst die Engel nur mit bedecktem Antlitz dienen. Aber in der That war es mehr, was er durch jenen Kampf erhalten hatte, seine Seele war nicht nur vor dem leiblichen Tode bewahrt, sie war genesen, denn sie war frei von dem Banne des bösen Gewissens. Aber mehr als das hat Jakob auch nicht bekommen: eine Bürgschaft für irdisches Glück war jener Segen Gottes, den er empfangen hatte, nicht. Blicken wir in das Leben des Patriarchen nach jener Nacht, so ist es im ganzen ein trübes Bild. Wie viel Kummer erfährt er an seinen Kindern, — sein Liebling Joseph ihm auf lange Jahre entrissen, — „wenig und böse sind die Tage meiner Wallfahrt,“ so lautet das zusammenfassende Urtheil über sein Leben vor Pharao. Aber ob auch der äußere Mensch verweste, so wurde doch der innere von Tage zu Tage erneuert und es wurde bis zum letzten Tage sein Wahlspruch: Herr, ich harre auf dein Heil. Was ihm auch genommen wurde, das Eine konnte ihm nicht genommen werden: ich habe den Herrn gesehen und meine Seele ist genesen. Und wie ihm, ist es Vielen gegangen. Aus Saulus war ein Paulus geworden. Gute Tage hat er damit nicht verbürgt bekommen, sondern im Gegentheil erging alsbald das Wort Gottes über ihn: ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen.“ Aber in allem Leid konnte ihm niemand das Eine nehmen: ich habe den Herrn gesehen und meine Seele ist genesen. Ein Jakob hat von jener Nacht her die verrenkte Hüfte hindurchgetragen durch sein ganzes Leben; einem Paulus ist von der Stunde der hohen Offenbarung der Pfahl im Fleisch geblieben, der als Satansengel ihn mit Fäusten schlug; aber sie hatten den Herrn gesehen und ihre Seele war genesen. Und so mag denn auch unser Leben vielleicht arm werden und immer ärmer: — ob alle vergängliche Klarheit auch vergeht, ob das Gras verdorrt und die Blume verwelkt, ob von den Idealen, die einst die Brust des Jünglings geschwellt haben, eins nach dem andern verbleicht, — laß fahren dahin, wenn nur das Eine bleibt: ich habe den Herrn gesehen und meine Seele ist genesen.

Von langer, mühevoller Pilgerfahrt kommt der Patriarch. Nur eine schmale Furth trennt ihn vom Lande der Verheißung. Aber bevor er hinübergelant, muß die Nacht des Gotteskampfes durchgekostet werden. Doch die Nacht wird zum Morgen, „und da er vor Bniel vorüberkam, heißt es in unsrem Text, da ging ihm die Sonne auf.“ Auf langer, mühevoller Pilgerfahrt stehen auch wir. Nur eine schmale Furth wird auch uns einst trennen von dem Lande der Verheißung. Doch bevor wir hinübergelangen, wird es auch bei uns einsam und dunkel werden, ganz einsam in dem lautlosen Dunkel der Todesnacht. Aber wie wird's uns sein, wenn auch wir vor Bniel vorüberkommen und es geht uns die Sonne der Ewigkeit auf! Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß: das gilt auch von der Geschichte unsres Textes. Aber einst, wenn alles Gleichniß zum Ereigniß, alles Stückwerk zum Vollkommenen, alles Glauben zum Schauen, alle Weißagung zur Erfüllung wird, da wird es auch an uns im vollsten Sinn sich erfüllen und in höherem Chor anbetend von unsern Lippen tönen: ich habe den Herrn gesehen und meine Seele ist genesen. Amen.

## Der Geist der Kindschafft.

### Pfingsten.

Du heiliges Licht, edler Hort,  
laß leuchten uns des Lebens Wort  
und lehr' uns Gott recht erkennen,  
von Herzen Vater ihn nennen. Amen.

Text: Brief an die Römer 8, 14 – 16:

Welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtlichen Geist empfangen, daß ihr euch abermals fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen Abba, lieber Vater. Derselbige Geist giebt Zeugniß unsrem Geist, daß wir Gottes Kinder sind.

„Unter allen, die vom Weibe geboren sind, ist nicht aufgekomen, der größer sei denn Johannes der Täufer; der aber der kleinste ist

im Himmelreich, ist größer denn er.“ Mit diesem Wort unseres Heilandes laßt uns in unsere Pfingstfeier eintreten. Denn nicht leicht giebt es ein zweites Wort, das so scharf und klar den gewaltigen Unterschied hervorhobe zwischen dem alten Bunde und der Zeit des neuen Testaments, zwischen der Gottesgemeinde, die am Sinai ihren Geburtstag hatte, und der Gottesgemeinde, die am ersten Pfingsttage zur Welt geboren ist. Johannes größer als alle, die vor ihm gewesen sind, und doch kleiner als der kleinste im Reiche Jesu Christi. Das also ist die Liebe Gottes, die wir heute feiern, daß er uns allen, die wir Kinder des neuen Testaments sind, eine Stellung gegeben hat, die weit hinausragt über alle, auch die größten Gestalten des alten Testaments. Ein Abraham, welcher Freund Gottes genannt wird, das Vorbild und der Vater aller Gläubigen, — und doch kleiner als das geringste Glied des Neuen Testaments; ein Moses, der Mittler des Alten Bundes, auf dessen Antlitz die Klarheit Gottes sich gelagert hatte, — und doch kleiner als das kleinste unter uns; ein David, der von Gott selbst eingesetzte König seines Volks, dem der Stuhl seines Königreichs bestätigt wurde ewiglich; — ein Jesaias, der Evangelist des Alten Bundes mit dem tiefen Blicke in die Erlösungswege Gottes; — Johannes, durch dessen Dienst und Hand der Herr selbst die Weihe zu seinem Beruf empfangen hat; — sie alle doch kleiner als wir. Denn sie allesammt Arbeiter im Vorhose des Heiligthums, vor ihrer aller Augen doch noch die Decke Moses: wir aber haben den freien, offenen Zutritt zum innern Heiligthum, so daß wir mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit und Gnade Gottes schauen, nach der sie alle verlangend aussahen und der sie sich entgegenzehnten. Das ist die Gabe des Pfingstfestes, und darum ist es nicht nur der Abschluß der großen Feste, welche die Kirche Gottes feiert, es ist auch dasjenige Fest, durch welches alle früheren Feste erst ihre Gaben uns erschließen und zu Gute kommen lassen. Weihnachten: wonnevoller Tag, der den Grundstein gelegt hat zum Werke der Erlösung, zu dem Tempel des neuen Bundes; Karfreitag und Ostern: gnadenvolle Tage, welche die gewaltigen Strebepfeiler zu diesem Tempel gebaut haben, die Himmel und Erde verbinden; aber Pfingsten der Tag

des Heils, der die Thüren des gebauten Tempels uns erschließt, der mit mächtigem Ruf die Gottesbotschaft ertönen läßt: das alles ist dein. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden: das ist die Ueberschrift, die Gottes eigene Hand über dieses Fest gesetzt hat. Darum ist es der rechte Weg den anbetenden Dank für die Gabe dieses Festes in uns zu wecken, wenn wir den Reichthum, den es uns erschlossen hat, von dem dunkeln Untergrund der Armut des Alten Bundes sich abheben lassen und uns so zu klarerer Erkenntniß zu bringen suchen; und darum ist unser Text der rechte Pfingsttext, weil er so schlicht und einfach, wie klar und umfassend diesen Unterschied uns zum Bewußtsein zu bringen vermag.

Die Gabe des heiligen Geistes als die Begründung  
des Neuen Testaments

laßt uns betrachten. Nicht Knechte, sondern Kinder: das ist das neue Verhältniß zu Gott, in welches der heilige Geist uns stellt; nicht Furcht sondern Liebe: das ist das neue Verhalten zu Gott, das der heilige Geist uns ermöglicht.

„Ihr habt nicht einen knechtlichen Geist empfangen,“ so schreibt der Apostel und blickt damit in die Zeit des Alten Testaments zurück; „sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen“, so fährt er fort und bezeichnet damit den Vorzug des Neuen Bundes. Knechtschaft und Kindschaft, beide Worte sagen ein Verhältniß zwischen zweien aus. Das Volk Israel stand im Verhältniß der Knechtschaft zu Gott, das heißt einerseits: Gott hatte dem Volke Knechtschaftsstellung angewiesen, sich ihm als Herr offenbart; und das heißt andererseits: das Volk hatte demgemäß auch das Knechtschaftsgefühl, d. h. es sah in sich nur den Knecht Gottes, in ihm nur seinen Herrn. Und dieselben beiden Seiten sind in dem Verhältniß der Kindschaft enthalten, das uns geworden ist: erstens Gott hat uns zur Kindesstellung berufen, d. h. er hat sich uns als Vater offenbart; zweitens wir haben ihm gegenüber auch das Kindesgefühl, d. h. wir sind nicht nur seine Kinder, wir wissen und fühlen uns auch als solche. Das laßt uns nacheinander erwägen.

Es liegt im Wesen der Knechtschaft, daß damit eine weite

Kluft zwischen zweien gegeben ist, und es liegt im Wesen der Kindschaft, daß sie ein Band persönlicher Gemeinschaft ist. Solche Kluft hat Gott selbst im Alten Bunde zwischen sich und dem Volke befestigt: fern stand dem Volke Gottes Person, fremd war ihm sein Wille. — Fern stand ihm seine Person. „Ich bin der allmächtige Gott“, so lautet die Offenbarung Gottes an Abraham. Der allmächtige Gott: — das war es, was Israel auszeichnete vor allen Völkern der Welt rings um es her, daß es die unendliche Größe und Erhabenheit des einen, allmächtigen Gottes erkannte. Er der Selige und allein Gewaltige, der Herr und König Himmels und der Erde: die Sterne, die am Himmel ihre Bahn ziehen, und die verborgene Tiefe des Meeres, was das Licht der Sonne bescheint, und was in den Abgründen der Erde sich verbirgt, alles seiner Hände Werk, Geschöpf seiner Macht, abhängig vom Hauch seines Mundes; aller Himmel Himmel vermögen ihn nicht zu fassen; die Völker vor ihm wie ein Tropfen am Eimer, die Inseln im Meer wie ein Stäublein; die Wassermogen sind groß und brausen gräulich, aber der Herr ist noch größer in der Höhe: so erschallt der Preis seiner Unendlichkeit auf allen Blättern des Alten Testaments. Aber je tiefer, voller, klarer sie erkannt wurde, um so gewaltiger auch der Abstand zwischen ihm und dem Menschen, dem Staub vom Staube, dem Thon in der Hand des Töpfers, eine so gewaltige Kluft, daß es fast schon vermessen erschien, die Menschen auch nur als Knechte Gottes zu bezeichnen. Aber freilich, aus allen Völkern der Erde hatte Gott sich das Volk Israel ausgewählt und es dadurch zu seliger Höhe emporgehoben. War aber damit die Kluft schon ausgefüllt? War vor allem Gott damit jedem einzelnen Gliede des Volkes unmittelbar nahe gerückt? Wie lautet doch der Name, den Gott sich als Bundesherr Israels in der Stunde gab, da er dem Moses im flammenden Busch erschien? „Also sollst du den Kindern Israels sagen: der Herr eurer Väter Gott, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, hat mich zu euch gesandt. Das ist mein Name ewiglich.“ Also sein Verhältniß zu Israel nur ein Bund mit dem ganzen Volk, aber nicht mit dem Einzelnen als solchem. Jedes Kind des Volks hatte nur

Theil an ihm, weil es zu diesem Volk gehörte, aber ein unmittelbares Verhältniß der einzelnen Menschenseele, ein Verhältniß von Person zu Person war damit nicht gegeben, sondern es war immer nur vermittelt durch die Zugehörigkeit des Einzelnen zum Bundesvolk. Wenn der Einzelne betend sein Auge überwärts hob, so war er der Erhörung seines Gebets nicht kraft seiner eignen Stellung zu Gott gewiß, sondern nur weil er ein Glied des auserwählten Volkes war. Und was war es für ein Verhältniß, in welches Gott das Volk gesetzt hatte? Es war sein Eigenthum, zu seinem Dienst bestimmt, wie der Sklave, den man gekauft hat, zum Dienst seines Herrn bestimmt ist. Fern steht der Knecht dem Herrn, die Kluft war trotz der Berufung Israels zum Knechte Gottes geblieben. „Mein Angesicht kannst du nicht sehen, denn niemand wird leben, der mich sieht“: so lautet das Wort des Herrn selbst an den Mittler des Alten Bundes, und dies eine Wort führt durch sich selbst den Beweis, wie fern dem Volk Gottes Person blieb. — Und ebenso fremd blieb ihm sein Wille. „Der Knecht weiß nicht, was der Herr thut“, so sprach einst der Heiland zu seinen Jüngern: der Knecht hat nicht zu fragen, warum der Herr dies befiehlt und jenes verbietet, er muß blind gehorchen. So war's auch bei dem Volke Israel. Blicket auf das Gesetz hin mit der fast unübersehbaren Fülle einzelner Gebote. Wenn befohlen war diese Speise zu meiden und jene zu wählen, mit diesem und jenem Stoff sich nicht zu kleiden, heute dies Opfer zu bringen und morgen jenes: Israel wußte nicht, was der Herr mit dem allen wollte, es mußte blind gehorchen wie der Knecht seinem Gebieter. Diesem Gesetz gegenüber gab es keinen freien Gehorsam, bei dem das Gebot eins ist mit des Herzens Drang, konnte einen solchen auch gar nicht geben, sondern nur ein scharfes und hartes „du sollst“.

Ja, Knechtesstellung hatte das Volk Israel im Alten Testament. Aber da kam der Tag, da die Zeit erfüllet war, und Gott sandte seinen Sohn, unter das Gesetz gethan, damit er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, auf daß wir die Kindschast empfangen. Man kann mit Wahrheit sagen, daß alles, was der Herr geredet hat, in die eine Summe sich zusammenfaßt, daß er Gott als den Vater verkündigt hat. Wohl war der Vatername Gottes

nicht neu. Hatte doch schon der Psalmist gerühmt: wie ein Vater sich über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten, und Jesaias in seinem großen Gebet gesprochen: du bist unser Vater. Aber es war das gewesen wie ein Sonnenstrahl am dunklen Winterhimmel, alsbald vom Nebel wieder verschlungen, und auch während er leuchtet, ohne Kraft zu wärmen; es war gewesen, wie eine weißagende Ahnung ferner Zukunft, welche erst die Erfüllung bringen sollte. Und sie kam wirklich. An dem Herrn konnte man sehen, was es heißt Kindesstellung zu Gott zu haben, nicht nur durch ihn, sondern vor allem an ihm ist es zuerst offenbar geworden. Ihm stand Gottes Person nicht fern und fremd gegenüber: „der Vater läßt mich nicht allein,“ „ich und der Vater sind eins“, „ich in ihm und er in mir“, mit solchen Worten hat er den ganzen und vollen Umfang seiner Gemeinschaft mit seinem Vater bekundet. Und eben so wenig fremd war ihm Gottes Wille: „der Vater hat den Sohn lieb und zeigt ihm alles, was er thut.“ Der Knecht weiß des Herrn Willen nicht, aber der Sohn wußte und verstand den Willen des Vaters, und weil er ihn verstand, darum konnte er sagen: deinen Willen, mein Gott, thue ich gern, konnte es auch dann sagen, als des Vaters Wille in die dunklen Tiefen des Kreuzes hineinführte. Diese Sohnesstellung aber, die er hatte, hat er nicht als einen Raub für sich behalten, sondern sie uns allen mittheilen wollen. An ihm, durch ihn, in ihm sollen wir lernen, Kinder Gottes zu sein. Darum hat er uns beten gelehrt „unser Vater“ und hat noch scheidend das Wort gesprochen: ich gehe hin zu meinem Vater und zu eurem Vater. Ein Wort aber ist es besonders, das den ganzen Umfang dieser Vaterstellung Gottes zu uns offenbart. In der Nacht, da er verrathen ward, spricht der Herr zu seinen Jüngern: „ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten will, denn er selbst, der Vater, hat euch lieb.“ Darin liegt der ganze und volle Gegensatz zum Alten Testament. Dort konnte der Einzelne nur zu Gott treten im Namen Abrahams, Isaaks und Jakobs, d. h. nur um des Bundes willen, den Gott mit dem Volk als ganzem geschlossen hatte, war er auch der Einzelne Gott. Hier dagegen nicht einmal die Vermittlung



Christi nothwendig: er selbst, der Vater, hat euch lieb. Also Kinder Gottes sind wir als Kinder des Neuen Testaments, und nicht nur in dem Sinne, wie es einst etliche Poeten gesagt hatten: wir sind seines Geschlechts, auch nicht nur in dem Sinne des Psalmisten, daß wie ein Vater sich über Kinder erbarmt, so, d. h. also in ähnlicher Weise, sich Gott unser erbarmt. Sondern was es heißt Kind Gottes sein, sollen wir an dem Herrn selbst lernen: mit der Liebe, mit welcher der Vater ihn geliebt hat, will er auch uns lieben; die Herrlichkeit, die er bei dem Vater hat, sollen auch wir haben —, „auf daß sie seien, wo ich bin,“ — „wo ich bin, da soll mein Diener auch sein“ —; wie sich ihm der Vater offenbart hat, daß er in jedem Augenblick des Vaters Willen wußte, so soll es auch bei uns werden, daß wir das große Wort ihm nachsprechen lernen: er in uns, wir in ihm.

Das also ist die Verkündigung, die er gebracht hat. Aber wenn das alles wäre, so würde die Predigt von der Gotteskindschaft doch noch keine Pfingstpredigt sein. War damit alles gethan, daß wir erfuhren, Gott wolle unser Vater sein und räume uns die Kindesstellung ein? Ein Zweites mußte hinzukommen: das Kindesgefühl. Und das konnte der Herr, so lange er auf Erden war, uns noch nicht mittheilen. Wie wenig sich die Jünger als Kinder Gottes fühlten, das zeigt mehr als alles die Bitte des Philippus in der Nacht des Verraths: Herr, zeige uns den Vater. Also selbst damals am letzten Ende des Lebens des Herrn so gar kein Verständniß, so gar kein Gefühl von dem wahrhaftigen Verhältniß zu Gott, er steht ihnen trotz alles Lehrens fremd gegenüber. Und es konnte nicht anders sein, denn die Geburtsstunde des neuen Gottesreiches hatte noch nicht geschlagen. Noch standen die Jünger unter dem alten Testament und fühlte n sich als Knechte, und dem konnte keine Predigt von der Vaterliebe Gottes abhelfen, sondern nur eine neue Gottesthat an ihnen selbst. Denn alle Predigt von der Liebe Gottes vermochte eins nicht fortzuschaffen: — den Baum des bösen Gewissens. Wenn ein Kind sich gegen die Eltern vergangen hat, die Eltern mögen seine Schuld verzeihen und ihm ihr Herz weit geöffnet haben, aber das Kind gewinnt so bald das Vertrauen nicht wieder: es kann an die Liebe und Verzeihung der

Eltern nicht glauben, weil sein Gewissen eine Scheidewand zwischen ihm und den Eltern befestigt. Soll diese Scheidewand fallen, so giebt es nur ein Mittel: des Kind muß durch die Macht der Elternliebe, die ihm entgegen gebracht wird, förmlich bezwungen und überwunden werden, so daß es nicht mehr anders kann, es muß an die Elternliebe glauben. Solche Kinder waren wir und darum half alle Predigt von der Kindschaft nichts, es gab nur ein Mittel das böse Gewissen zu überwinden: eine über alles Maß hinausgehende Liebesthat Gottes, die keinen Zweifel mehr aufkommen ließ, der gegenüber nur das Wort übrig blieb: du bist mir zu stark geworden. Und diese Liebesthat hat Gott vollbracht in dem Tode seines Sohnes. „Darin preiset Gott seine Liebe, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren.“ „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab.“ Ist es euch noch nicht aufgefallen, daß das Evangelium des zweiten Pfingsttages von dieser Liebesthat Gottes redet, fast wie wenn es ein Karfreitags-Text wäre? Und doch ist das kein Fehlgriff gewesen, denn die Wurzeln des Pfingstfestes liegen auf Golgatha. Wenn mein Gewissen mich verdammt, „will mich des Moses Eifer drücken, bligt auf mich des Gesetzes Weh,“ will Gott mir als der heilige Richter erscheinen: wenn ich diese Liebesthat Gottes sehe, daß er seines einzigen Sohnes nicht verschont hat, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, dann muß das alles, alles schweigen und schwinden und ich sehe die Arme des Vaters sich mir entgegenstrecken. Seitdem giebt es ein wirkliches Kindschaftsgefühl, das nicht auf menschlicher Phantasie, nicht auf schönen Gefühlen, nicht auf dem Eindruck einer gehobenen Stunde beruht, sondern seine unzerstörbare sichere Grundlage in Gottes eigener That hat, und das darum den Bann des bösen Gewissens von uns nehmen kann: du bist mir zu stark geworden. Es ist wahr, der Geist Christi, der am Pfingsttage ausgegossen wurde, er war der Geist des Erhöheten, aus dem Tode Erstandenen, aber er war eben auch der Geist des durch das Todesleid Hindurchgegangenen, der auch als der Auferstandene noch seine Nägelmale dem Thomas zeigte und auch als der Erhöhte noch als das erwürgte Lamm gepriesen wird

Nur kraft des Todes Christi haben wir das Kindschäftsgefühl, das in dem Wort „Abba, lieber Vater“ sich ausspricht. Laßt euch das an einem Gleichniß deutlich machen. Einem Kinde ist verboten von dem Elternhause sich zu entfernen. Es ist ungehorsam gewesen und hat sich im Walde verirrt. Die Nacht bricht herein, ohne Weg und Steg irrt es umher, jeder Baum erregt ihm Schrecken. Es möchte umkehren und so gern wieder bei den Eltern sein, und doch fürchtet es sich davor, denn es scheut den Zorn der Eltern, deren Gebot es übertreten hat. Da endlich ertönt die Stimme des Vaters, der das verirrte Kind sucht und es ängstlich bei seinem Namen ruft. Und siehe, plötzlich ist mit dem Schrecken der Finsterniß auch die Furcht vor des Vaters Zorn geschwunden. Jetzt weiß das Kind, der Vater liebt es trotz seines Ungehorsams, denn er hat es ja gesucht, mit Angst gesucht. Da schlägt das Kind die Arme um den Vater und kann nur immer das eine Wort wiederholen: Vater, lieber Vater, und in dem einen Wort liegt ihm alles Glück und alle Seligkeit. Nun hat es das Kindschäftsgefühl wiedergefunden. So steht es auch mit uns. Wir haben einen Gott, der seines einigen Sohnes nicht verschonet hat, wir haben einen Hohenpriester, der zur Rechten des Vaters uns vertritt, weil er an dem, das er litt, gelernt hat Mitleid zu haben mit unserer Schwachheit: und mit dieser Liebeshat Gottes empfangen wir den kindlichen Geist, genauer übersetzt: den Geist der Kindschafft. Kraft dieser Liebeshat Gottes giebt der Geist Gottes Zeugniß unfrem Geist, daß wir seine Kinder sind, kraft dieser Liebeshat Gottes klingt es wie Festgeläute durch unsre Seele „Abba, lieber Vater“, und wir wissen unter den Flügeln dieser göttlichen Liebe uns geborgen in aller Anfechtung des bösen Gewissens, in aller Finsterniß der Trübsal, selbst im Granen des Todes. Darum ist es die rechte Pfingstbotschaft: also hat Gott die Welt geliebt, denn kraft dieser Botschaft haben wir nicht nur Kindesstellung sondern auch Kindschäftsgefühl.

Aber nicht nur in ein neues Verhältniß zu Gott versetzt uns das Pfingstfest, sondern auch ein neues Verhalten zu Gott ermöglicht uns der heilige Geist. Denn wie auf Erden sich das Kindesverhältniß in dem Verhalten des Kindes bethätigen muß,

so auch im Himmelreich. Dieses neue Verhalten deutet unser Apostel mit dem Wort an: nicht Furcht, woraus sich der Gegensatz von selbst ergänzt: sondern Liebe. Furcht vor Gott war im Alten Bunde die Grundstimmung auch der Frommen. Wehe mir, sprach Jesaias, ich vergehe, denn ich habe den Herrn Zebaoth gesehen. Und als der Herr am Sinai den Bund mit dem Volke schloß und es vernahm den Donner und Blitz und den Ton der Posaune und sah den Berg rauchen, da floh es in großem Schrecken und Moses saß die Offenbarung Gottes dahin zusammen: Gott ist gekommen, daß seine Furcht euch vor Augen wäre, daß ihr nicht sündiget. Darum ist denn auch dasjenige Wort, in welches unter dem Alten Bunde die ganze Frömmigkeit des Menschen zusammengefaßt wird, Gottesfurcht: „die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang“, und abermals: „dienet dem Herrn mit Furcht.“ Und es konnte nicht anders sein. Denn wenn das Gebot Gottes dem Volke immerlich fremd war, wenn Gott selbst ihm in unermesslicher Ferne gegenüberstand, wie hätte es sich nicht fürchten sollen vor dem Grimm, der die Nebelthäter verzehren würde? wie hätte es sich nicht fortwährend unter einem schweren Drucke fühlen sollen? Wohl preisen die Psalmsänger das Gesetz des Herrn, wohl klingt uns hier und da ein Ton des freundigen Gehorsams entgegen, wie in dem Wort: Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott —; aber es ist wieder nur die Wintersonne, die auf einen Augenblick den Nebel zertheilt, wieder nur eine Knospe, die unter dem kalten Winde sich nicht zu voller Blüthe und Frucht entwickeln kann. Dem tritt nun das Neue Testament gegenüber mit dem großen Wort: Furcht ist nicht in der Liebe, die rechte Liebe treibet die Furcht aus. Und was im Alten Bunde jene Furcht nicht vermochte, die Erfüllung des heiligen Gotteswillens hervorzubringen, — die Liebe vermag es. Das ist die Liebe zu Gott, so schreibt ein anderer Apostel, daß wir seine Gebote halten. Seine Gebote? Wir dürfen noch einfacher sagen: sein Gebot. Denn das ist der Unterschied zwischen dem Alten und Neuen Testament, daß dort eine große Anzahl von einzelnen Geboten gegeben war, die alle erfüllt sein wollten, und nach dem Maß ihrer Erfüllung richtete sich das Urtheil über die Menschen.

„Verflucht sei jedermann, der nicht bleibet in allem dem, das geschrieben stehet im Buch des Gesetzes, daß er es thue.“ Aber so ist es im Neuen Testament nicht. Es giebt im Grunde nur ein Gebot: du sollst Gott lieben. Ist diese Liebe vorhanden, so ist damit auch alles vorhanden, was Gott fordern könnte, und ist sie nicht vorhanden, so hilft uns alles nicht, was wir sonst thun oder thun könnten. Es giebt zwei verschiedene Wege, wie der Mensch an sich arbeiten kann. Das ist der eine: wir nehmen eine Sünde an uns wahr, die uns anklebt, die mit unsrem alten Menschen verwachsen ist, und nun wenden wir allen Fleiß auf uns vor ihr zu hüten, die Versuchung zu ihr zu vermeiden, wenn sie aber doch kommt, manhaft wider sie zu kämpfen, damit wir über diese Sünde Herr werden. Und gesegnet jeder, der so mit Ernst und Eifer über sich wacht. Aber bei alledem, was wird damit erreicht? Wir schneiden einzelne trockene Aeste von dem Baum unseres Lebens ab, aber was hilft das, wenn die Wurzel krank ist? Wir wenden äußere Heilmittel gegen die Geschwüre an, die unsere Haut bedecken, aber was hilft das, wenn der Krankheitsstoff im Körper bleibt? Aber sehen wir davon einmal ganz ab: was sind denn die Erfolge selbst, die wir so erringen, werth? Wenn wir nun mit schwerer Mühe hier eine Sünde, die uns lockte, gelassen, dort etwas Gutes, das uns schwer ward, gethan haben, wißt ihr, wie der Apostel Paulus das nennen würde? Gesetzeswerk, Stückwerk. Freilich werden wir während der ganzen Dauer unseres Lebens eines solchen eigentlichen Ringens mit der Sünde, eines solchen Erkämpfens des Guten nicht überhoben werden. Aber das ist gewiß: so weit unsre Heiligung auf diesem mühsamen Ringen ruht, so weit stehen auch wir noch unter dem Zuchtmeister, soweit gehören auch wir noch der Ordnung des Alten Bundes an. Aber der heutige Festtag läßt das Wort an uns ergehen: „ich will euch einen noch köstlicheren Weg zeigen: die der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder.“ Getrieben werden, — das klingt zunächst freilich ganz nach dem Alten Testament, als wenn es sich um eine Einwirkung handelte, die Gott gewaltsam und wider des Menschen eignen Willen auf den Menschen übte, wie etwa einst Bileam segnen mußte, ob er auch fluchen wollte.

So aber ist es im Neuen Testament nicht. Das ist der große Unterschied des Alten und Neuen Bundes, daß damals der Geist Gottes wohl auf den Menschen wirkte, aber jetzt in dem Menschen Wohnung macht, d. h. eine unser eigenes Herz, unser ganzes Denken, Fühlen, Wollen umgestaltende und bestimmende Macht ist, die aber mit unserem eigenen Geist so zusammenwächst, daß beides eine unzertrennliche Einheit bildet. Wenn ein Kind unter dem Einfluß des Elternhauses aufwächst, so kann es gar nicht fehlen, daß die Grundsätze, Ueberzeugungen, Gesichtspunkte der Eltern auf das Kind übergehen, so daß es in seinem Denken und Thun von ihnen innerlich bestimmt ist. Und doch weiß das Kind bei seinem Denken sich nicht durch einen fremden Einfluß bestimmt, sondern die Denkart der Eltern ist zugleich die seine. So ist es auch bei dem Gotteskind. Es ist der Gottesgeist, der es treibt, und doch ist es wieder sein eignes Ich, aus dem sein Handeln herausfließt. Der Geist Gottes vermählt sich mit unserm Geist, so daß es heißt: er in uns und wir in ihm. Gerade in diesem „Treiben“ des Geistes fühlen wir uns recht frei. Als Petrus dem hohen Rath antwortete: wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben, ist es nicht ein Wort vollster Freiheit? Eben in dem Treiben des Gottesgeistes fühlt er sich frei, dessen Wille ist sein Wille, ist eine unabweisliche innere Nothwendigkeit für ihn. Wenn Paulus im zweiten Briefe an die Korinther jenes erschütternde Gemälde seines apostolischen Wirkens vor uns aufrollt, wie er durch unfägliche Mühen, Gefahren, Leiden hindurch immer weitere Kreise in die Pforten des Gottesreichs hineinzieht, haben wir da das Gefühl, als wenn er widerwillig, nur einem Pflichtgebot gehorchend, das alles thut und leidet? oder ist es nicht vielmehr sein Herz, das ihn zwingt trotz aller Anfechtungen sich im Dienste Christi zu verzehren? Und welche Gemüthsstimmung ist es nun, die in jenem Wort des Petrus und in dieser Schilderung des Paulus sich ausspricht? Was treibt sie zu ihrem Zeugnisse? Es ist die Liebe zu Gott, welche die Triebkraft ihres Lebens geworden ist. Das ist der Unterschied zwischen einem Paulus und einem Moses. Dieser war nicht minder treu in seinem

Beruf wie jener, aber Moses war treu als ein Knecht, der über das Haus Gottes gesetzt ist, Paulus hatte den Geist der Kinderschaft empfangen. Moses mußte warten, bis Gott ihm nun diesen, dann jenen Befehl gab, Paulus hat in seinem eignen Geist das Zeugniß, was der gute und wohlgefällige Wille Gottes ist. Darum braucht er kein Gesetz mehr, das auf steinerne Tafeln geschrieben ist und mit einem drohenden „du sollst“ ihm gegenübersteht: ihm ist der Gotteswille auf die fleischernen Tafeln seines eignen Herzens geschrieben. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung: die Liebe braucht nicht den Inhalt des Gesetzes, denn sie hat diesen Inhalt in sich selbst, sie lehrt, was des Geliebten Wille ist, erkennen, und die Liebe gebraucht nicht die gebietende Form des Gesetzes, denn sie ist selbst der Antrieb und die Kraft das zu thun, was des Geliebten Wille ist. Ja, wo diese Liebe in uns wäre, da würden wir nicht mehr den Stecken des Moses gebrauchen, da würde unser Leben nicht ein mühseliger Kampf wider die Sünde sein, sondern denselben Eindruck machen, wie das Leben unseres Heilandes: jedes Wort seines Mundes, jede That seiner Hand die natürliche, selbstverständliche Bewahrung seines Verhältnisses zum Vater. Aber wir werden uns alle gestehen müssen, daß es so um uns nicht steht, sondern der knechtische Geist auch in uns noch immer wirkt, der das Gesetz auf steinernen Tafeln vor sich, aber nicht auf den fleischernen Tafeln des Herzens in sich hat. Soll es aber so bleiben? sollen wir warten, bis etwa von selbst wir durch das Stückwerk zum Vollkommenen gelangen? Das Pfingstfest zeigt uns einen besseren Weg. Das rechte Verhalten zu Gott muß sich aus dem rechten Verhältniß zu Gott von selbst ergeben. Ist jenes nicht das richtige, so muß in diesem die Schuld liegen. Wenn wir also die Macht der Liebe, die des Gesetzes Erfüllung ist, an uns vermissen, mit Sorgen und mit Grämen, mit dem Stückwerk der sittlichen Einzelarbeit und des mühseligen Kampfes bessern wir nichts, sondern bleiben unter dem Alten Testament. Das Kindesverhältniß gilt es zu pflegen und immer voller zur Geltung bei uns zu bringen. „Wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stille halten, laß mich so still und froh deine Strahlen fassen und dich

wirken lassen.“ Das ist das rechte Mittel zur Heiligung, das „Abba, lieber Vater“ in uns zu erwecken und immer besser zu lernen. Je mehr wir, wie das Kind an das Mutterherz, so uns anschmiegen an das Vaterherz Gottes; je mehr unter aller Arbeit und allem Genuß dieses Lebens, in aller Freude und allem Leid dieser Erde es durch unsere Seele fortwährend hindurchklingt „Abba, lieber Vater“, der Gedanke an ihn die Lebenslust wird, in der wir athmen, der eigentliche Inhalt unseres Bewußtseins: in dem Maß wird auch all unser Thun nicht in mühsamem Ringen uns selbst abgewonnen werden, sondern wie die Blüthe sich unter dem stillen, freundlichen Schein der Sonne erschließt, so wird auch unser Leben ein stiller, freundlicher Spiegel der Gottesliebe werden, die in uns wirkt. Gottes Liebe zu uns ist der einzige Quell unserer Liebe zu ihm, das Kindesverhältniß die Wurzel des kindlichen Verhaltens. In diesem Sinne wollen wir Pfingsten feiern im Geist und in der Wahrheit, nicht mit dem knechtlichen Geist des alten Bundes, sondern in dem kindlichen Geist des Neuen Testaments, und sprechen: o heiliger Geist, o heiliger Gott, gieb uns die Lieb' zu deinem Wort, zünd' an in uns der Liebe Flamme, dich recht zu lieben allesammt, o heiliger Geist, o heiliger Gott! Amen.

## Der Zusammenhang zwischen dem irdischen Leben und dem ewigen Geschick des Menschen.

### Erster Sonntag nach Trinitatis.

Heiliger Herr Gott,  
heiliger starker Gott,  
heiliger barmherziger Heiland,  
du ewiger Gott,  
laß uns nicht versinken  
in des bitteren Todes Noth. Kyrie eleis.

Text: Evangelium Lucae 16, 23–31.

Als der reiche Mann in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf und sah Abraham von ferne und Lazarus in seinem Schooß, rief und sprach: Vater Abraham erbarme dich meiner und sende Lazarus, daß er das Aeußerste seines Fingers ins Wasser tauche und fühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieser Flamme. Abraham



aber sprach: Gedente Sohn daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet und du wirst gepeinigt. Und über das alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestigt, daß die da wollen von himmen hinabfahren zu euch, können nicht und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren. Da sprach er: So bitte ich dich, Vater, daß du ihn sendest in meines Vaters Haus, denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual. Abraham aber sprach zu ihm: Sie haben Moses und die Propheten, laß sie dieselben hören. Er aber sprach: Nein, Vater Abraham, sondern wenn einer von den Todten zu ihnen ginge, so würden sie Buße thun. Er aber sprach zu ihm: Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten aufstünde.

Wie Sterbeglocken und Grabgeläut klingt es aus den gewaltigen Worten Luthers, mit denen wir uns soeben zu unserer Betrachtung gesammelt haben, und wie eine Posanne des Gerichts klingt es aus dem Wort des heutigen Evangeliums. Es hat etwas Befremdendes, wenn grade am heutigen Tage die Kirche uns zur Betrachtung dieses Gleichnisses einladet. Wenn in der herbstlichen Zeit der Tod in der Natur seinen Vortritt hält und das fallende Laub an die Flüchtigkeit alles irdischen Lebens erinnert, wenn zugleich auch das Kirchenjahr sich seinem Ende zu neigt und die letzten Ringe in der Kette des apostolischen Glaubensbekenntnisses in den Vordergrund unserer Gedanken treten läßt: wir begreifen es, wenn dann auch die Sonntagsevangelien über das Ende aller Dinge und unser ewiges Geschick handeln. Aber jetzt, da in der Natur sich alles zu neuem Leben entfaltet hat, jetzt, da wir im Beginn der zweiten Hälfte des Kirchenjahres stehen, die uns das Werden und Wachsen des christlichen Lebens in dem Einzelnen und in der Gemeinde zeigen soll, jetzt scheint es nach keiner Seite zu passen, wenn wir vor das offene Grab und vor Himmel und Hölle, die dahinter liegen, gestellt werden. Und doch hat das seinen guten Sinn, wenn wir nur die Absicht recht ins Auge fassen, die der Herr mit diesem Gleichniß verfolgt. Nicht dahin ging dieselbe, irgend welche neue, bis dahin ungeahnte Aufschlüsse über das Jenseits zu geben. Zwar auf den ersten Blick scheint es, als wenn wir hier mehr als an irgend einer anderen Stelle der Schrift darüber Kunde erhalten sollten, wie das Leben

nach dem Tode beschaffen sei. Aber bei genauerer Ueberlegung erweist sich das als Täuschung, denn alles, was uns hier erzählt wird, ist nur Bild. Wenn Lazarus in Abrahams Schooß getragen wird, es ist doch offenbar nur ein bildlicher Ausdruck, der, wenn wir versuchen ihn in die Sache zu übersetzen, uns nichts sagt, als was wir auch sonst wissen, daß dem Frommen nach dem Tode ein Leben ewiger Seligkeit bereitet ist. Und nicht anders steht es mit allen Zügen des Gleichnisses: die Kluft, die zwischen Himmel und Hölle befestigt ist, darf doch eben so wenig in äußerlichem Sinne verstanden werden, als wir aus der Unterhaltung zwischen dem reichen Mann und Abraham schließen dürfen, daß die Seligen und Verdammten in nächster Nähe bei einander sind. Eitler Neugier, welche gern über die Verhältnisse des Jenseits möglichst genaue Kunde haben möchte, hat die Schrift an keiner Stelle, auch in unsrem Texte nicht, Antwort auf ihre vorwitzigen Fragen gegeben. Darüber hat sie nie einen Zweifel gelassen, daß dem Menschen einmal gesetzt ist zu sterben und darnach das Gericht, und daß dieses Gericht einen doppelten Ausgang haben kann: der eine zu den Pforten ewiger Nacht, der andere ins ewige Leben. Mehr aber brauchen wir nicht zu wissen, und mehr sollen wir nicht wissen. Der Zweck, zu dem der Herr das erschütternde Gleichniß unsres Textes geredet hat, will den letzten Worten desselben entnommen werden. Um die Brüder des reichen Mannes handelt es sich da, die noch auf Erden sind. Wie der Reiche sie bewahren möchte, daß sie nicht auch kämen an jenen Ort der Qual, so will der Herr durch das ganze Gleichniß uns, die wir auf der Erde sind, zeigen, wie unser ewiges Geschick abhängig ist von unsrem Leben auf dieser Erde. Der Reiche hat sein Gutes empfangen in diesem Leben, und nun wird er gepeinigt; Lazarus hat Böses empfangen, und nun wird er getröstet. Welchen Sinn diese schweren Worte auch haben mögen, so viel ist klar: sie wollen die Wurzel des ewigen Geschicks beider Männer in ihrem irdischen Leben aufweisen. Und darum ist unser Gleichniß in der That der geeignete Text für den Anfang der zweiten Hälfte des Kirchenjahres. Wenn dieselbe uns anleiten will, aus den großen Thaten Gottes, die uns die verflossenen Monate abermals

vorgeführt haben, um den rechten Ertrag für unser Leben zu gewinnen und dasselbe mit seinen Gaben und Aufgaben, Freuden und Leiden zu einem christlichen Leben zu gestalten: es ist wohl gethan, daß wir von vorn herein dieses irdische Leben im Licht unsres ewigen Geschicks betrachten. So wollen wir denn den Zusammenhang zwischen dem irdischen Leben des Menschen und seinem ewigen Geschick betrachten. Wir sehen zuerst, wie unser irdisches Leben mit seinen Folgen hineinragt in die Ewigkeit, sodann, wie die Ewigkeit mit ihrem Schein hineinleuchtet in unser irdisches Leben.

„Gedenke Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, Lazarus aber hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet und du wirst gepeinigt“. Diese Worte bilden offenbar den Mittelpunkt des ganzen Gleichnisses. Wunderbar und befremdend ist der Eindruck, den sie zuerst auf uns machen. Ist es nicht, als ob der Reiche darum in die Hölle und in die Qual gekommen wäre, weil er auf Erden glücklich gewesen ist, und umgekehrt Lazarus schon darin die Bürgschaft des ewigen Lebens gehabt hätte, daß sein irdisches Leben eitel Kummer und Leid war? Nun kennen wir wohl die gedankenlose Oberflächlichkeit, welche in allem irdischen Leid sich mit der Hoffnung auf die Seligkeit tröstet und diese als den gerechten Ersatz für die Leiden dieser Zeit ansehen möchte. Aber wer die Schrift kennt und eine Ahnung hat von dem Ernste, der namentlich durch die Reden des Herrn sich hindurchzieht, wird von vorn herein es für unmöglich halten, daß die Worte unsres Textes diesen Sinn haben sollten. Wohl hat einst Paulus gesagt, daß die Leiden dieser Zeit nicht werth seien der Herrlichkeit, die an uns sollte offenbart werden, aber das hat er wahrlich nicht gemeint, daß die Herrlichkeit des ewigen Lebens im Verhältniß stehen sollte zu den Leiden dieser Zeit: je mehr Leid hier, desto mehr Freude dort, je mehr Freude hier, desto mehr Leid dort. Suchen wir, um den Sinn unsrer Textesworte zu erkennen, zunächst ein Bild von demjenigen zu gewinnen, was anderweitig die Schrift über das Verhältniß unsres ewigen Geschicks zu unsrem irdischen Leben sagt. Nach

unsrer Werke sollen wir gerichtet werden, das ist die übereinstimmende Lehre des Herrn und aller Apostel. Aber auch dieser Maßstab hat seine Schwierigkeit. Sollen wir etwa uns vorstellen, daß die einzelnen Thaten unsrer Hand, die einzelnen Worte unsres Mundes gewogen werden, die guten für sich, die bösen für sich, und je nachdem die eine oder die andre Waage leichter oder schwerer ist, wir dem Himmel oder der Hölle zugewiesen werden? Diese Vorstellung würde der biblischen Lehre nicht entsprechen. Was es mit dem Gericht nach unsren Werken auf sich hat, laffet euch zunächst durch ein Gleichniß klar machen. Der Baum im Walde wird gespeist durch den Thau des Himmels; unter Regen und Sonnenschein entwickelt er sich; es kommen fruchtbare und unfruchtbare Jahre. Das alles hat Einfluß auf sein Wachstum und Gedeihen. Nun wird er abgehauen und die Jahresringe liegen offen vor dem Auge des Beschauers. An ihnen kann man sehen, wie das eine Jahr das Wachstum des Baumes gefördert und das andre nur eine kümmerliche Entwicklung demselben verstattet hat. So trägt der Baum in sich selbst das Zeugniß über alles, was er während der Dauer seines Lebens an guten und bösen Tagen erfahren hat. Oder du gräbst in die Erde und findest unter einander verschiedene Schichten von Torf, Lehm, Kalk, und die ganze Entwicklung, welche die Erde durchgemacht, liegt in ihr selber offen vor deinen Augen. Nicht anders ist es mit dem Menschen. Durch sein Thun wirkt er nicht nur auf andre ein, sondern sein Thun wirkt auch auf ihn selber ein. Wie Freude und Leid ihre Spuren an dem äußeren Angesicht des Menschen zurücklassen, so drückt jede That seines Lebens ihren Stempel auf sein geistiges Angesicht. Was der Mensch wird, das wird er durch die ganze Summe alles seines Thuns, Redens, Denkens. Wie man an den Jahresringen des Baumes die Geschichte desselben erkennt, so liegt dem tiefern Blick in dem, was der Mensch geworden ist, die Geschichte seines Lebens vor Augen. In diesem Sinne werden wir gerichtet nach unsren Werken; die Summe unsres irdischen Lebens sind wir selbst. Der Mensch ist eine Frucht aus seiner eignen Saat.

Und nun laßt uns mit dem Ertrag dieser Ueberlegung

an unser Texteswort gehen. „Du hast dein Gutes empfangen in deinem Leben“, so spricht Abraham zum reichen Manne. Das will doch nicht sagen, daß jedem Menschen für die unendliche Dauer seines Lebens hienieden und drüben ein gewisses Maß von Gutem vorherbestimmt sei, so daß ihm kein Gutes übrig bleibt, wenn dies Maß auf Erden erschöpft ist. Sondern das ist der Sinn der Worte, daß der Reiche auf Erden Alles genossen hat, was für ihn ein Gut war. Und was war für ihn das Gute? „Es war ein reicher Mann, der kleidete sich in köstlicher Leinwand und lebte alle Tage herrlich und in Freude,“ das ist alles, was wir von seinem irdischen Leben hören. Er stirbt und wird begraben. Und dann geht es weiter, als wenn es sich um etwas völlig Selbstverständliches handelte: „da er nun in der Hölle und in der Qual war.“ Wo liegt die Schuld des reichen Mannes? Ist der Reichthum denn schon an sich ein Unrecht? ist es Sünde, täglich die Güter zu genießen, die Gottes Güte täglich spendet? Man hat gar mancherlei Versuche gemacht, eine Schuld des reichen Mannes aus dem Text herauszulesen. Die Unbarmherzigkeit habe ihm die ewige Verdammniß eingetragen, welche er gegen den armen Lazarus vor seiner Thür sich habe zu Schulden kommen lassen. Und freilich, ein Muster der Barmherzigkeit ist er gewiß nicht gewesen; er hat den Armen nicht in sein Haus genommen, nicht nach dem Wort des Herrn statt seiner Freunde und Brüder und Nachbarn, die da reich waren, die Armen und Krüppel eingeladen. Aber von einer sonderlichen Unbarmherzigkeit steht nichts in unserem Text: er hat den Armen nicht etwa von seiner Schwelle fortgejagt; und daß Lazarus die Brotsamen von des Reichen Tische bekommen hat, folgt doch einfach daraus, daß er alle Tage aufs Neue grade dies Haus aufsuchte, statt einen Ort zu wählen, wo barmherzigere Seelen wohnten. Hier also wird man die sonderliche Schuld des Reichen nicht suchen dürfen. Den rechten Schlüssel giebt uns die Vergleichung einiger andrer Worte des Herrn. Da erzählt er einmal von den Menschen zur Zeit der Sündfluth und von den Bewohnern Sodoms. „Sie aßen, sie tranken, sie freieten, sie ließen sich freien, sie bauten und pflanzten, sie kauften und verkauften.“ Das ist alles, was der Herr sagt; kein Wort von den gen Himmel

schreienden Sünden jener Leute, von denen doch die Blätter des Alten Testaments berichten. Und abermals erzählt er ein Gleichniß vom reichen Mann, dessen Felder wohl getragen haben, so daß er neue Scheuern bauen muß, um seine Vorräthe unter Dach zu bringen. Und das ist das Erschütternde in beiden Fällen, daß eben nicht besondere Sünden und Laster als der Grund hingestellt werden, welcher über jene Menschen das göttliche Gericht heraufbeschworen hat, sondern nur das Eine, daß weiter nichts von ihnen zu sagen war, als was zu den Dingen dieses irdischen Lebens, dieser Zeitlichkeit gehört. Jakob hat schwer gesündigt, ein Mal über das andere mit den Waffen der Hinterlist gegen seinen Bruder und seinen Vater gestritten; und doch ist er ein Israel geworden, denn unter aller Sünde war in ihm ein Herz, das nach Gott, nach dem lebendigen Gott schrie. Esau aber war ein rechtlicher Mann, nach menschlichem Maß gemessen viel höher stehend als sein Bruder, und doch von Gott verworfen, denn er war, mit dem Wort des Apostels zu reden, irdisch gesinnt: das Linsengericht galt ihm mehr als die himmlische Berufung. Fällt nun von diesen Geschichten des alten und neuen Testaments nicht ein grelles Licht auf unsren Text? Das und nichts andres hat den reichen Mann in die Hölle und in die Qual gebracht, daß über ihn sich nichts sagen ließ als das Eine, er habe alle Tage herrlich und in Freuden gelebt. Das war es, was für ihn ein Gut war, sein Gutes war, andre Güter hatte er nicht, kannte er nicht, wollte er nicht.

Darum heißt es, als wäre es selbstverständlich: „Da er nun in der Hölle und in der Qual war.“ Meine Freunde, es ist ein allgemeiner Zug in dieser unsrer Zeit, daß auch diejenigen welche das Wort Gottes für ihres Lebens Licht und die einzige Leuchte auf ihrem Wege halten, sich scheuen, das Wort Hölle in ihren Mund zu nehmen. Es hat das gewiß zum Theil sehr achtungswerthe Gründe. Wie es Sünden giebt, welche man gern mit dem Schleier des Schweigens bedeckt und nur im Falle der höchsten Noth bei Namen nennt, weil man sich fürchtet, die Sünde Hams zu begehen, so ist es auch ein natürliches Gefühl, das Furchtbarste und Entsetzlichste, die schauerliche Tiefe, in die ein Menschenleben

versinken kann, mit scheuem und keuschem Stillschweigen zu bedecken. Indes hat jene Scheu vor dem Worte Hölle doch auch noch andere Gründe. Einestheils liegen sie in einer gewissen Freiheit, etwas zu berühren, bei dem man gewiß ist dem Spott des Zeitgeistes anheim zu fallen und als Einer gebrandmarkt zu werden, der hinter der Aufklärung der Zeit zurückgeblieben sei, andererseits aber liegen sie auch in einem geheimen Zweifel, ob das, was die Bibel von der Hölle und Verdammniß sage, wohl so buchstäblich und ernst gemeint sei. Mit dem ersteren Grunde haben wir es hier nicht zu thun, wohl aber weist uns unser Text den Weg, die zuletzt erwähnten Bedenken zu zerstreuen. Wenn die Hölle nichts anderes wäre als ein Ort der Qual, so daß man von der Qual der Hölle erlöst wäre, wenn man nur die Mittel hätte, den Ort zu verlassen, an den sie gebunden ist: dann freilich könnte man hoffen, daß Gottes Barmherzigkeit die Seligkeit des Himmels allen öffnen werde. Aber so ist es nicht. Nicht ein Ort ist die Hölle in erster Linie, sondern ein Zustand, in dem der Mensch sich befindet: der Zustand der Gottesferne. Wenn ein Mensch so versunken ist in die Dinge dieser Zeit und des irdischen Lebens, daß er keinen Gedanken und kein Interesse hat für das Reich Gottes, dessen Aufgaben, Güter, Seligkeit, und nun wird ihm das alles genommen, woran er seine Freude gehabt hatte, nun muß er im Tode alles dahinten lassen, woran sein Herz gehangen hat, — was er in der Ewigkeit findet, ist nichts, woran er Freude haben könnte, und woran er Freude haben könnte, das findet er dort nicht —: sagt selbst, kann denn ein solcher Mensch selig sein? oder hat er nicht viel mehr in der Verödung seiner Seele, in dem Elend der Gottesferne die Verdammniß in sich selbst? Weder Gottes Liebe noch Gottes Allmacht kann ihn selig machen: er mag sein, an welchem Ort er will, in welcher Umgebung er will, er muß unselig sein. „Wer da nicht glaubt, der ist schon gerichtet.“ Sein Gutes hatte der reiche Mann nur in dieser Zeitlichkeit, in der Ewigkeit gab es nichts, was für ihn ein Gut gewesen wäre. Darum so selbstverständlich und so erschütternd: „da er nun in der Hölle und in der Qual war.“

„Lazarus aber hat Böses empfangen und nun wird er ge-

tröstet.“ Hier heißt es nicht: er hat sein Böses empfangen; denn in dem Sinne, wie es für den reichen Mann Güter gab, außer denen keine für ihn vorhanden waren, die also seine Güter waren im vollsten und ganzen Sinne, in dem Sinne gab es für Lazarus kein Böses. Aber alles, was es an Uebeln für ihn gab, lag in den Grenzen des irdischen Lebens. Mit ungemeiner Kunst hat der Herr in einem einzigen Worte angedeutet, wo der eigentliche Mittelpunkt seines Lebens für den Armen lag. Lazarus nennt er ihn, das heißt: Gott hilft. In allem Elend, das ihn traf, das sein Trost, seine Freude, seine Hoffnung: Gott hilft. Außerlich nichts zu sehen als Schmerz und Krankheit, Armuth und Noth; er ist angewiesen auf das Mitleid der Menschen, ausgesetzt der Willkür der Thiere; und doch lebte unter dem allen in seiner Seele eine ewige Hoffnung, nur dem tiefer blickenden Auge erkennbar, wie ja auch nur der aufmerksame Blick die Andeutung des Herrn in dem einen Worte Lazarus verstehen kann. Und darum, da er nun die Augen schließt, alle Noth hinter ihm: das, was für ihn ein Uebel war, ist auf der Erde zurückgeblieben, droben giebt's für ihn nur die selige Erfüllung seiner Hoffnung, das fröhliche Schauen dessen, was er geglaubt: „nun wird er getröstet.“

Nach den Werken sollen wir gerichtet werden: so lehrte es uns die heilige Schrift, und wir verstanden den tiefen Sinn dieses Wortes, indem wir uns erinnerten, wie der Mensch das, was er ist, durch die Thaten seines Lebens ist und wird. Ist es nun etwas andres, was unser Text aussagt? Der Baum ist umgehauen und die Jahresringe liegen offen da; da zeigt sich, wie der eine Baum morsch und faul ist, unbrauchbar, um zum Bau eines Hauses verwendet zu werden, so hoch und schlank er auch aufgeschossen war; der andre aber, unansehnlich wie er aussah, doch stark und fest. Jenem Baum glich der reiche Mann: der Blick des Richters sieht die Jahresringe seines Lebens und sein Urtheil lautet: unbrauchbar für den Bau des Hauses Gottes, des Jerusalems, das droben ist, so hoch und schlank er auch im Erdenleben dagestanden; unscheinbar der Lebensbaum des Lazarus, aber stark und fest im innersten Mark.

Und nun, du Gemeinde Jesu Christi, was geschrieben ist,



schon dann an uns fühlen, wenn wir mit solchen Menschen zusammen sind, in denen dieses ewige und göttliche Leben Gestalt gewonnen hat, bei denen wir den unmittelbaren Eindruck haben, daß ihnen das Christenthum nicht ein Wissen, nicht eine bloße Erkenntniß, sondern ein innerer Besitz, eine Kraft des Lebens, ja das Leben ihres Lebens ist. Wie viel mehr aber geht diese Kraft von dem aus, der Kern und Stern der Schrift ist. Wenn wir das Leben unseres Heilandes andächtig betrachten, uns in die Worte seines Mundes und die Thaten seiner Hand versenken, auch bei uns erfüllt es sich dann, was er einst dem blutflüssigen Weibe gegenüber sagte: „es ist eine Kraft von mir ausgegangen.“ So ist es gemeint, wenn Abraham sagt: „sie haben Moses und die Propheten, laß sie dieselben hören.“ So ist's gemeint, wenn wir sagten, daß die Ewigkeit mit ihrem Schein hineinleuchte in unser zeitliches Leben. Aber noch eins wollet beachten. Von Moses und den Propheten ist in unserem Text die Rede, also von den dürftigen Anfängen der Offenbarung Gottes. Und doch soll selbst in ihnen die Kraft liegen, das ewige Leben in dem Menschen zu zeitigen. Und so ist's bis auf die gegenwärtige Stunde geblieben. Einst rührte das blutflüssige Weib nur den Saum des Kleides des Herrn an, und schon von seines Kleides Saum ging eine Kraft aus, die ihr die Gesundheit wieder gab. Und ob wir alle wohl mehr von ihm haben als seines Kleides Saum? Mag unsre Erkenntniß seiner Person mehr oder weniger entwickelt sein, selbst die reichste Erkenntniß, die wir hienieden von ihm haben können, wird doch nicht mehr sein als seines Kleides Saum. Aber schon dieses Kleides Saum füllte einst, als Jesajas der Prophet verzückt wurde, das ganze Haus des Herrn an. Und selbst bei dem geringsten Maß von Erkenntniß seiner Person, das ein Mensch haben kann: seines Kleides Saum hat er auch darin erfaßt, und die Gnade, die einst jenem Weibe selbst bei dieser äußerlichen Berührung widerfahren ist, kann auch an ihm noch sich offenbaren. Darum wollen wir uns die Herrlichkeit der Gnade Jesu Christi nicht verkümmern, indem wir die Macht derselben abhängig machen von dem Umfang der Erkenntniß, die jemand erreicht hat. Auch wer ihn nur aufnimmt in eines Propheten Namen, soll einen

Lohn davontragen; schon ein einziger Strahl aus der Höhe kann die Flamme des ewigen Lebens in uns anzünden. Wie gering die Gotteserkenntniß eines Abraham, und doch ist auch ihm schon sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet. Von jenen Anfängen der Offenbarung, da Abraham den Altar im Hain Mamre erbaute, hat der Herr weiter geführt zur Höhe des Sinai, zum Königsstuhl Davids und endlich zum Kreuz auf Golgatha, und wer nur seines Kleides Saum in kindlichem Glauben anrührt, den wird er weiterführen, bis er die Gnade und Wahrheit des eingebornen Sohnes vom Vater erkennt, — hienieden im dunkeln Wort, einst droben von Angesicht zu Angesicht.

Unser Weg geht aus dunkler Tiefe auf einen hohen Berg, dessen Gipfel oft in Nacht und Dunkel gehüllt ist. Aber hier und da zertheilt sich das Dunkel und ein voller Strahl der Sonne der Ewigkeit leuchtet hinein in unser zeitliches Leben und giebt uns, die noch Wanderer und Pilgrime sind, doch das Gefühl, daß wir Kinder des himmlischen Jerusalems sind, und dieselbe Sonne, die droben leuchtet, fällt auch auf unsren Pfad und verklärt unser Leben in dieser Zeit mit Kräften der seligen Ewigkeit. „Nur daß ihr den Blick erhebt von den Lüften dieser Erde und euch dem schon jetzt ergeht, dem ihr zugezählt wollt werden.“ Es ist ein Zusammenhang zwischen der Unruhe dieser Zeit und der Ruhe, die dem Volke Gottes verheißen ist. Denn niemand kann die Ruhe in der Ewigkeit empfangen, er ruhe denn nicht, bis er hier die Ruhe gefunden hat in den Vaterarmen seines Gottes. Darum laffet uns Fleiß thun, daß wir die Verheißung, zu jener Ruhe einzugehen, nicht versäumen. Amen.